GISELA HARRAS

Zugänge zu Wortbedeutungen

Vorab	4
1. Bedeutungsbeschreibungen im Wörterbuch – Vorklärungen	5
1.1. Notwendiger Optimismus aller Wörterbuchmacher und gebotene Skepsi	5
1.2. Auf einem Weg zur Überwindung der Skepsis	7
2. Wie Bedeutungen beschrieben werden können	13
2.1. Bedeutungsbeschreibungen durch definitorische Merkmale	13
2.2. Bedeutungsbeschreibungen durch Stereotypen	18
2.2.1. Extensionsfestlegung: Sprecherkollektiv und Bedeutung	18
Exkurs: Sprecherkollektiv und Bedeutung in Kripkes Verständnis der Spätphilosophie Wittgensteins	22
2.2.2. Bedeutung: Einzelsprecher und Stereotyp	27
2.2.3. Strukturiertheit von Stereotypen als Inhalte von Bedeutungsbeschreibungen	32
2.3. Kategorien und Wortbedeutungen	45
2.3.1. Kategorisierungsurteile	45
2.3.2. Traditionelle Sicht der Kategorisierung	47
2.3.3. Die Widerlegung der traditionellen Sicht: natürliche Katego- rien und Wortbedeutungen	48
3. Wörterbuchartikel als Wegweiser	78
3.1. Darstellungsweisen zur Bedeutungsentfaltung	78
3.2. Benutzerzugänglichkeit und Wörterbuchsprache	84
4. Literatur	91

0. Vorab

Wenn man an einem Wörterbuch schreibt, ist man häufig gezwungen, sehr praktische Entscheidungen zu treffen, die oft im Widerspruch zu den Auffassungen stehen, die man im theoretischen Hinterkopf hat. Es empfiehlt sich daher, der praktischen Wörterbucharbeit eine reflexive Phase folgen zu lassen, in der man Raum zu stärker generalisierenden und systematisierenden Überlegungen hat.

Ich habe mit dem Folgenden die Gelegenheit der reflexiven Phase dazu genutzt, über Konsequenzen nachzudenken, die entstehen, wenn man das klassisch-definitiorische Denk- und Erklärungsschema für Bedeutungsbeschreibungen aufgibt. In diesem Zusammenhang schien mir auch eine ausführliche Darstellung und Erörterung der Stereo- und Prototypenkonzepte und ihrer Anwendungsmöglichkeiten in der Lexikographie notwendig. Das Resultat ist ein doppeltes: einmal wird deutlich, daß die semantische Binnenstruktur und deren Repräsentation im Wörterbuch eine zentrale Rolle spielt und zum andern, daß man unter diesem Gesichtspunkt auf das traditionelle Polysemie-Konzept und dessen Anwendung getrost verzichten kann.

1. Bedeutungsbeschreibungen im Wörterbuch – Vorklärungen

1.1. Notwendiger Optimismus aller Wörterbuchmacher und gebotene Skepsis

Als ich zum ersten mal jemandem erzählte, daß ich beabsichtigte, an einem (Bedeutungs-)Wörterbuch mit zu arbeiten, bin ich im nachhinein sehr erschrocken über den notwendigen Optimismus, der mit dieser Erzählung verbunden war: Da sie durchaus ernsthaft und aufrichtig gemeint war, setzte sie, wie es nun mal in der Logik solcher Absichtserklärungen liegt, die grundsätzliche Machbarkeit sowie meine individuelle Fähigkeit zur Ausführung der genannten Tätigkeit voraus. Was machbar sein soll und worauf sich mein Interesse in diesem Zusammenhang hauptsächlich richtet, ist die Be- oder Umschreibung der Bedeutungen von Wörtern einer Sprache, wobei deren Bedingungen im wesentlichen – wenn auch nicht ausschließlich – durch den Rahmen bestimmt werden, der durch die Textsorte eines einsprachigen, alphabetisch angeordneten Bedeutungswörterbuchs abgesteckt ist. Diese Bedingungen sind die folgenden:

(1) Die Bedeutungen der Wörter sind in der Sprache zu be- oder zu umschreiben, aus der auch die jeweiligen Wörter stammen.

(2) Die Bedeutungen der Wörter sind global, 'an sich', zu be- oder zu umschreiben.

(3) Die Be- oder Umschreibungen sollen exakt sein. Diese Bedingung ergibt sich natürlich nicht allein aus der genannten Textsorte, sondern stellt eine selbstverständliche Anforderung an jede Art von systematischer, speziell wissenschaftlicher Beschreibung dar.

(4) Die Be- oder Umschreibungen sollen informativ sein.

Angeichts solcher Bedingungen, deren Berechtigung wohl kein Wörterbuchmacher leugnen würde, kommen skeptische Zweifel auf bezüglich ihrer Erfüllbarkeit, im einzelnen:

Zu (1): In welcher Weise sind Wortbedeutungen für Be- oder Umschreibungen in der Wort-Sprache selbst zugänglich? Erschöpft sich die Antwort auf diese Frage im Verweis auf meine metakommunikative Kompetenz, d.h. meine Fähigkeit, über sprachliche Ausdrücke, ihre Verwendungsweisen in bestimmten Zusammenhängen und Kontexten mit anderen Mitgliedern meiner Sprachgemeinschaft reden zu können? Oder erschöpft sie sich im Verweis auf die Existenz solcher Ausdrücke in meiner Sprache, wie z.B. *bezeichnen, bedeuten, meinen, dasselbe bedeuten, bedeutungsgleich sein mit* usw. Oder erschöpft sich die Antwort im Verweis auf die Kompetenz besonderer Experten, wozu dann einmal die Wörterbuchmacher und deren Produkte, die vorfindlichen Wörterbücher, zum anderen Linguisten, speziell Lexikologen und Semantiker, zu rechnen wären? Jede Antwort für sich

genommen ist mit Sicherheit unbefriedigend, aber auch alle zusammen können die Skepsis bezüglich der Zugänglichkeit zu Bedeutungsbeschreibungen der genannten Art nicht ganz ausräumen. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Zu (2): Die konventionell vorgeschriebene alphabetische Anordnung der Wörter in einem Wörterbuch zwingt der Beschreibung bzw. dem/der Beschreibenden einen Globalrahmen auf: Ich habe bereits davon gesprochen, daß Bedeutungen 'an sich' beschrieben werden müssen. In lexikologisch-semanticischen Untersuchungen werden Wörter meist unter bestimmten relationalen Gesichtspunkten wie z.B. Synonymie, Hyponymie, Antonymie, Ambiguität oder Vagheit beschrieben. (Vgl. den Fragenkatalog bei Katz 1972 sowie Lyons 1977) Würde man alle differenzierenden relationalen Gesichtspunkte für eine Bedeutungsbeschreibung im Wörterbuch fordern, setzte dies – im Saussureschen Sinn – voraus, daß man genau jene Differenz – die 'valeur' – ermitteln könne, die die semantische Besonderheit des jeweiligen Worts im Vergleich zu allen anderen Wörtern der betreffenden Sprache ausmacht. Selbst wenn man von der Machbarkeit einer solchen Ermittlung ausginge – ich würde sie auch im Zeitalter der Verfügbarkeit über unzählige elektronisch gespeicherte Daten skeptisch sehen – käme man zunächst schon aus Gründen des Informativitätsgebots lexikologisch-semanticischer Aussagen doch nicht um eine globale Bedeutungsbeschreibung herum. Dies betrifft übrigens sowohl das Wörterbuch als auch die speziell linguistische Untersuchung: Angenommen, jemand beschreibt ein Fragment einer Sprache nur mithilfe von relationalen Gesichtspunkten, z.B. die drei Wörter des Ooga Booga *nooze*, *thung*, *slimp* werden folgendermaßen 'beschrieben': *nooze* ist die Konverse von *thung*, welches seinerseits ein Hyponym von *slimp* ist. Wir wissen damit nicht, was die Wörter in der betreffenden Sprache bedeuten: zumindest für eines von ihnen – egal welches – müßte eine globale Bedeutung angegeben werden. (Vgl. Haiman 1980, 333) Angesichts der oben skizzierten Semantik wäre eine Frage nach der Bedeutung der betreffenden Wörter durchaus angemessen und darüber hinaus sogar notwendig. (Vgl. Lutzeier 1985, 74ff.)

Zu (3): Bedeutungsbe- bzw. -umschreibungen sollen exakt sein. Wenn man 'Exaktheit' versteht als 'maximale Übertragungstreue' mit den beiden Relata beschreibende Sprache und beschriebene Sprache, dann erhält man die strikte Forderung: 'Zwischen beschreibender und beschriebener Sprache muß maximale Übertragungstreue herrschen'. Maximale Übertragungstreue besteht dann, so könnte man intuitiv folgern, wenn der Ausdruck X der beschreibenden Sprache dasselbe bedeutet wie der Ausdruck Y der beschriebenen Sprache. Wenn wir jetzt Bedingung (1) – die beschreibende Sprache ist dieselbe wie die beschriebene Sprache – hinzunehmen sowie unser Wissen, daß es in einer natürlichen Sprache so gut wie keine formal unterschiedlichen bedeutungsidentischen Wörter gibt, gleichzeitig jedoch an

der strikten Forderung der maximalen Übertragungstreue festhalten wollten, dann kämen wir nicht umhin, Bedeutungsumschreibungen wie 'Katze bedeutet Katze' zuzulassen.

Es ist nun ganz offensichtlich, daß eine solche Beschreibung gegen die Bedingung (4) der Informativität verstößt: Einmal sagt sie uns nichts Nicht-triviales über die Bedeutung des Ausdrucks *Katze*, zum andern sagt sie uns nichts über die Beziehung dieses Wortes zu anderen Wörtern der betreffenden Sprache.

Die Entdeckung dieses (Miß)Verhältnisses von Exaktheit oder Übertragungstreue einerseits und Informativität bzw. Trivialität andererseits wird bekanntlich dem englischen Philosophen G.E. Moore zugeschrieben und deshalb auch *Moore'sches Paradox* genannt. (Vgl. dazu auch Lutzeier 1985, 46ff.) Eine entsprechende Formulierung lautet: Wenn der sprachliche Ausdruck für das Analysandum dieselbe Bedeutung hat wie der sprachliche Ausdruck für das Analysans, dann wird mit der Analyse eine bloße Identität und damit eine Trivialität festgestellt; wenn aber die beiden sprachlichen Ausdrücke nicht dieselbe Bedeutung haben, wird die Analyse inkorrekt. Man beachte allerdings, daß eine derartige Paradoxie – dies sei hier bereits angemerkt – nur dann auftreten kann, wenn man von der stillschweigenden Voraussetzung ausgeht, daß der Gegenstand von Bedeutungsbeschreibungen sprachlicher Art ist!

Zu (4), der Bedingung der Informativität: Im Zusammenhang mit der Darstellung der Problematik von (3) wurde bereits deutlich, daß die Bedingung der Informativität durch mindestens zwei Informationsarten erfüllt sein muß: einmal die Angabe der Bedeutung des Wortes und – gesondert oder daraus hervorgehend – die Angabe der Beziehung, die das betreffende Wort zu anderen Wörtern hat und zwar aufgrund dessen, was es bedeutet. Und die Bedeutungsbeschreibung darf keine selbstreferentiellen Ausdrücke enthalten. Damit sind dann auch in Sprachphilosophie und Semantik häufig anzutreffende Aussagen ausgeschlossen wie: '*Elefant* bedeutet: Tier von der Spezies '*Elefant*'. (Vgl. Haiman 1980, 330)

1.2. Auf einem Weg zur Überwindung der Skepsis

Die skeptischen Überlegungen anhand der vier Punkte zur Machbarkeit von Bedeutungsbeschreibungen machte – wie ich hoffe – deutlich, daß wir zunächst einmal so etwas brauchen wie eine grundsätzliche Zugänglichkeit zu Wortbedeutungen. Wie kann man nun so etwas gewährleisten? Dummerweise setzt jede mögliche Antwort auf diese Frage eine mehr oder weniger grundsätzliche Klärung des Bedeutungsbegriffs voraus. Ich sage 'dummerweise', weil einem Fragen wie 'Was ist Bedeutung/Wortbedeutung' – denkt man an Wittgensteins Warnung vor dieser Art von Fragestellung – leicht in die Irre führen können.

Aber vielleicht gibt es ja eine Möglichkeit, um die Beantwortung der 'Wesen'-frage 'Was ist...?' herumzukommen. Sehen wir uns einfach mal danach um, was man sinnvollerweise von bzw. über (Wort-) Bedeutungen sagen kann: z.B. sind die folgenden Äußerungen durchaus sinnvoll:

- Welche Bedeutung hat das Wort *Akzidenz*?
- Das Wort *Bank* hat zwei Bedeutungen: einmal Sitzgelegenheit und einmal Geldinstitut
- Die Wörter *Sling*, *Schrump* und *Griß* haben im Deutschen keine Bedeutung
- Die Bedeutung des Wortes *Eklektizismus* kennen die wenigsten Sprecher des Deutschen.

In all diesen sinnvollen Äußerungen wird *Bedeutung* so verwendet, daß man durchaus sagen kann, mit diesem Ausdruck werde auf einen Redegegenstand Bezug genommen. Das heißt: Bedeutung ist ganz offensichtlich ein Gegenstand, über den man wie über alle anderen Gegenstände auch reden kann, das heißt vor allem: Man kann über Bedeutung als einen **gesonderten Gegenstand** reden. (Zum Reden über Bedeutungen als gesonderte Gegenstände vgl. auch Lutzeier 1985, 12ff. mit etwas andersartiger Argumentation, aber demselben Ergebnis)

Dieser gesonderte Gegenstand, wie auch immer er beschaffen sein mag, ist kein sprachlicher: Die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks ist nichts Sprachliches, z.B. ist die Bedeutung von *Katze* nicht sprachlicher Natur. Natürlich – dies sei angemerkt, um Mißverständnissen vorzubeugen – ist Bedeutung auch kein (konkretes) Ding oder eine Klasse von Dingen, kein Ereignis und keine Handlung. Da bleibt eigentlich nur die – sowieso erwartbare – Folgerung, Bedeutung sei etwas Psychisches. Haben wir uns aber damit nicht das Problem eingehandelt, daß die Machbarkeit von Bedeutungsbeschreibungen in unendliche Fernen zu rücken droht?

Wenn wir auch als Sprachwissenschaftler kaum in der Lage sein dürften, etwas Aufschlußreiches und Wissenswertes über die psychische Beschaffenheit von Bedeutungen zu sagen, so können wir uns doch allein auf unsere Sprache konzentrieren, denn Bedeutungen sind – nach allem, was wir und wohl auch die Psychologen bislang wissen – nur über Sprache zugänglich, und sie sind notwendigerweise sprachvermittelt. (Dies gilt natürlich auch für die Bedeutungen nicht-sprachlicher Zeichen). Über Sprache bzw. ihren Erwerb eignen wir uns Wissen über Bedeutungen von Wörtern dieser Sprache an. Sehr verbreitet ist die Redeweise vom 'impliziten sprachlichen Wissen', besonders in und im Umkreis von Chomskys sprachtheoretischen Annahmen. (Vgl. stellvertretend Chomsky 1986)

Lutzeier hat m.E. zurecht darauf hingewiesen, daß Bedeutungswissen bei einzelnen Sprachteilnehmern durchaus bewußt sein oder besser: bewußt gemacht werden kann. Wir verfügen als erwachsene Sprecher qua Intuition

über die Fähigkeit, Bedeutungszuordnungen vorzunehmen. Im vorhergehenden Abschnitt war bereits die Rede von der Fähigkeit jedes kompetenten Sprechers, über seine Sprache und damit auch über sprachliche Bedeutungen kommunizieren zu können, unter anderem betrifft dies die Fähigkeit, z.B. die folgenden Urteile abgeben zu können:

- i Fritz sagt immer *relevant*, wenn er 'wichtig' meint
- ii Die Schwaben sagen *Klomp* für 'Kram'
- iii Bei den Berlinern heißen Brötchen *Schrippen*, bei den Schwaben *Weckle* und bei den Bayern *Semmeln*

usw.

Die Gesamtheit solcher Bedeutungszuordnungen nennt Lutzeier 'natürliche Interpretation': „Die Gesamtheit solcher Bedeutungszuordnungen zu den sprachlichen Formen der jeweiligen Sprachausprägung, die insofern inhärent mit dieser angenommenen Sprachausprägung der natürlichen Sprache verbunden ist, als einzig sie im semantischen Bereich die angenommene Sprachausprägung dem Verständnis ihrer kompetenten Sprecher/Schreiber nach zu genau dieser Sprachausprägung der natürlichen Sprache macht, möchte ich *natürliche Interpretation* nennen. (...) Eine natürliche Sprache wird im semantischen Bereich durch die natürliche Interpretation erst zu der natürlichen Sprache, die sie ist. Insofern sind die sprachlichen Formen einer natürlichen Sprache, verstanden als Formen dieser Sprache, bereits interpretierte Formen. Sie haben genau jene Bedeutungen, die ihnen aufgrund der natürlichen Interpretation zugeordnet sind. Damit können wir insgesamt sagen: Eine natürliche Sprache ist von vornherein eine *interpretierte Sprache*." (Lutzeier 1985, 59/60)

Jede linguistische Bedeutungsbeschreibung, die den Kriterien der Wissenschaftlichkeit, speziell natürlich denen der Widerspruchsfreiheit und Einfachheit unterliegt, ist notwendigerweise eine künstliche Interpretation der beschriebenen natürlichen Sprache. Wenn nun zum Bedeutungswissen eines jeden Sprechers seine durch die Intuition gewährleistete Fähigkeit zur natürlichen Interpretation gehört und wenn die künstliche Interpretation in einer natürlichen Sprache erfolgen soll (dies hatten wir ja für das Wörterbuch als selbstverständlich unterstellt), dann kommt zusätzlich zu den beiden wissenschaftlichen Kriterien noch ein Adäquatheitskriterium: „Die natürliche Sprache mit ihren Formen ist als genau diese natürliche Sprache mit ihrer natürlichen Interpretation, über die ihre kompetenten Sprecher verfügen, verbunden. Der Erfolg der formulierten Interpretation mit der Absicht, die natürliche Sprache als genau diese Sprache zu beschreiben, die sie nun mal ist, muß letztlich an der natürlichen Interpretation dieser Sprache gemessen werden." (Lutzeier 1985, 64)

Das Instrument, das uns zur Messung der künstlichen an der natürlichen

Bei der Charakterisierung der menschlichen Disposition zur natürlichen Interpretation von Sprache spielte die Zuschreibung der Fähigkeit zu Bedeutungszuordnungen eine wesentliche Rolle. Diese kommt in Äußerungen wie den folgenden zum Ausdruck:

- i Die Schwaben sagen *Klomp* für Kram
- ii Bei den Berlinern heißen Brötchen *Schrippen*, bei den Schwaben *Weckle* und bei den Bayern *Semmeln*
- iii Durch Ablagerungen entstandene Gesteinsschichten nennt man *Sedimente*
- iv Raubkatzen, die gestreift sind und im Dschungel leben, nennt man *Tiger*
- v Schachteln sind Behältnisse aus dickerem Papier
- vi Dieser Holzklotz ist mein Stuhl
- vii Diesen methodischen Trick nenne ich im folgenden *Refraktionsanpassung*
- viii Das Aufheulen der Motoren beim Start des Flugzeugs ist Musik in meinen Ohren
- ix Den Namen Albert finde ich lächerlich; ich werde dich von nun an Bogumil nennen

Alle angeführten Äußerungen (i) bis (ix) sind zweifelsfrei Beispiele für Bedeutungszuordnungen (resp. Bezeichnungszuordnungen, wenn jemand (ix) stört!) Wir würden jedoch die angegebenen Beispiele in zwei Gruppen einteilen wollen: einmal in die Gruppe (i) bis (v) und zum andern in die Gruppe (vi) bis (ix). Der Grund für eine solche Einteilung besteht ganz offensichtlich darin, daß wir sagen würden, nur für die erste Gruppe sei es sinnvoll, von Bedeutungszuordnungen zu reden, die auf unsere Sprache bezogen sind. Von der zweiten Gruppe würden wir sagen, daß mit den entsprechenden Äußerungen ad-hoc-Festsetzungen getroffen werden: Der jeweilige Sprecher redet nicht über das, was in seiner Sprache der Fall ist, sondern er setzt fest, was für ihn der Fall sein soll, seine Intention bestimmt, welcher Art der Gegenstand ist, der mit einem bestimmten Wort benannt wird: *Musik*, *Refraktionsanpassung*, *Stuhl*, wobei in all diesen Äußerungen der Redegegenstand durch die referentiell gebrauchten Ausdrücke *dieser Holzklotz*, *diesen methodischen Trick*, *das Aufheulen der Motoren...* als ein jeweils ganz bestimmter so und so beschaffener Gegenstand festgelegt ist und dann – unter dieser Voraussetzung – zusätzlich neu benannt wird, und zwar durch Ausdrücke, in deren Extension die festgelegten Referenten nicht fallen.

Es versteht sich von selbst, daß solche Bedeutungszuordnungen, die auch als Referenzfixierungsakte (vgl. Wimmer 1979, 110ff.) oder Benennungsakte (vgl. Lutzeier 1985, 108ff.) bekannt sind, keinen Bezugshintergrund für Bedeutungsbeschreibungen abgeben können, so wichtig ihre Möglichkeit auch sonst für die Wortschatzentwicklung und -veränderung bzw. für den kreativen Umgang mit Sprache sein mag. Dagegen sind die Äußerungen der ersten Beispielgruppe (i) bis (v) geeignete Kandidaten für einen Bezugshintergrund. Mit ihnen wird (stillschweigend) auf die Sprache, so wie sie ist, bzw. auf die Wörter als das, was sie in ihrer Sprache bedeuten, Bezug genommen.

Äußerungen, mit denen natürliche Bedeutungszuordnungen vorgenommen werden und die den Bezugshintergrund für die Möglichkeit der Bedeutungsbeschreibung von Wörtern einer Sprache bilden, werden in der lexikologisch-lexikographischen Literatur auch als 'usuelle Gebrauchsfixierungskontexte' oder 'usuelle Benennungskontexte' charakterisiert. (Vgl. z.B. Strauß/Zifonun 1985, 159ff.; Wiegand 1982, 1985, 1989). Bei allen Unterschieden, die den einzelnen Konzeptionen eigen sein mögen, verbindet sie die Idee der in und mit der Sprache unvorgreiflich vorgegebenen Usualität oder Stabilität von Wortbedeutungen, die selbst Bestandteil des sprachlichen Wissens aller Sprachteilnehmer ist.

Das Fazit unserer angestellten Überlegungen ist nun das folgende: Bedeutungsbeschreibungen sind über die Disposition zur natürlichen Interpretation von Sprache zugänglich; diese kommt in natürlichen Bedeutungszuordnungen zum Ausdruck, die auf die Sprache, so wie sie ist – man kann auch sagen: usuelle Kontexte – Bezug nehmen.

Schematisch:

Schema 2:

Den skeptischen Zweifeln, die uns anfangs bezüglich der Machbarkeit von Bedeutungsbeschreibungen geboten schienen, können wir nun mit den folgenden einwendenden Überlegungen Einhalt gebieten:

(1) Wir können Wortbedeutungen als gesonderte Gegenstände betrachten, die nicht sprachlicher Art sind. Dies heißt auch: Das Medium ihrer Beschreibung ist von anderer Art als der Gegenstand. Damit ist das Kriterium der Beschreibungsadäquatheit nicht an die Forderung der maximalen Übertragungstreue gebunden, und das Mooresche Paradox stellt kein Problem dar.

(2) Die Zugänglichkeit zu Bedeutungsbeschreibungen ist durch die in und mit der Sprache vorgegebene Fähigkeit der Sprachteilnehmer zur natürlichen Interpretation gewährleistet.

(3) Die Fähigkeit zur natürlichen Interpretation kommt in Bedeutungszuordnungen zum Ausdruck, in denen auf die Usualität und Stabilität von Sprache Bezug genommen wird. Solche natürlichen Bedeutungszuordnungen sind der Bezugshintergrund für Bedeutungsbeschreibungen.

Damit ist jetzt der Weg freigemacht zur Arbeit an Bedeutungsbeschreibungen im Wörterbuch. Allerdings haben wir uns bislang eigentlich nur mit uns in unserer Eigenschaft als Mitglieder der Sprachgemeinschaft, deren Wortschatz wir (ausschnittsweise) in unserer Sprache beschreiben wollen, ausführlicher auseinandergesetzt. Es ist jetzt wohl an der Zeit, uns näher mit den Konzeptionen und Methoden der Experten, Linguisten wie Lexikographen als Anwender, zu beschäftigen.

2. Wie Bedeutungen beschrieben werden können

2.1. Bedeutungsbeschreibungen durch definitorische Merkmale

Mit dem folgenden Abschnitt soll weder eine erschöpfende Darstellung der Merkmalssemantik noch eine detaillierte Kritik an ihr geliefert werden; dies ist bereits anderweitig hinreichend geschehen. (Vgl. Lüdi 1985; vgl. dazu auch den instruktiven Überblick bei Wiegand, 1989) Es ist hier lediglich beabsichtigt, einige problematische Gesichtspunkte erinnernd vor Augen zu führen, die sich aus der Tatsache ergeben, daß Wörterbuchmacher vor die Aufgabe gestellt sind, Wortbedeutungen als ganze im oben erläuterten Sinn zu be- oder zu umschreiben. Daß dies hier zunächst ausgehend von merkmalsorientierten Konzeptionen geschieht, hat zwei Gründe:

(1) Der merkmalssemantische Ansatz ist besonders geeignet, zwei problematische Punkte zu verdeutlichen: einmal die Frage nach der Strukturiertheit von beschreibenden Merkmalen und zum anderen die Frage nach deren Abgeschlossenheit.

(2) In der Lexikographie hat der merkmalssemantische Ansatz – vorwiegend in seiner definitiorischen Variante – bis spät in die achtziger Jahre hinein eine prägende Rolle gespielt, der sowohl für die Interpretation vorhandener Wörterbuchartikel als auch für die Programmatik lexikographischer Arbeit ein hoher Grad an theoretischer Verbindlichkeit zugeschrieben wurde. So liest man z.B. bei Agricola et.al. 1987: „Die *D e f i n i t i o n* nach *genus proximum* und *differentia specifica* ist nicht nur die typischste, sondern in mehrfacher Hinsicht auch die geeignetste Definitionsform für Verben, Adjektive, Substantive. Bei ihrer Anwendung gilt es, die nächsthöhere Gattung zum Definiendum mit Hilfe einer generischen Bestimmung (...) zu finden und Merkmale anzugeben, die es von anderen Arten (als Kohyponyme) der gleichen Gattung unterscheidet.“ (Agricola et al. 1987, 23)

Die Behauptung Agricolas, wonach die angegebene Definitionsform die „typischste“ sein soll, ist zunächst einmal – sofern sie eine lexikographische Bestandsaufnahme sein soll – anfechtbar. Beliebiges Nachschlagen im Wörterbuch mag dies demonstrieren: Vergleichen wir einmal die Einträge für die beiden substantivischen (Allerwelts-) Ausdrücke *Hund* und *Katze* in den letzten Duden-Produktionen einbändiger Wörterbücher:

E 1: Hund

Hund, der (...) 1.a) *(in vielen Rassen gezüchtetes) kleines bis mittelgroßes Säugetier, das bes. wegen seiner Wachsamkeit und Anhänglichkeit als Haustier gehalten wird, einen gut ausgebildeten Gehör- und Geruchssinn besitzt u. bellen und beißen kann: ein herrenloser, streunender H.; Vorsicht: bissiger H.! der H. bellt, knurrt, winselt, jault (...)*

E 2: Katze

Katze, die (...) 1.a) *Hauskatze: eine graue, herumstreuende, zugelaufene K.; die K. schnurrt, spielt, kratzt, faucht, miaut, macht einen Buckel (...)*

Die beiden Wörterbucheinträge machen nun nicht gerade den Eindruck, als hätte bei ihrer Abfassung das Modell einer Definition nach *genus proximum* und *differentia specifica* Pate gestanden. Der Eintrag zu **Hund** läßt keine eindeutige Zuordnung von *genus proximum* und *differentia specifica* zu, und der Eintrag zu **Katze** ist überhaupt nicht als Definition interpretierbar.

Die Interpretation der Bedeutungsangabe von **Hund** als Merkmalanalyse ist insgesamt äußerst problematisch. Man kann, so wie der Text präsentiert ist, zu verschiedenen unterschiedlich komplexen Merkmalen kommen, z.B. zu den folgenden:

- M₁** 'Säugetier'
M₂ 'klein bis mittelgroß'
M₃ 'in vielen Rassen gezüchtet'
M₄ 'wegen seiner Wachsamkeit und Anhänglichkeit als Haustier gehalten'
 (Angesichts dieses Beschreibungsbestandteils, mit dem ein mögliches komplexes Prädikat für Hund formuliert wird, kann man sich fragen, ob er nicht in weitere Merkmale 'zerlegt' werden kann oder sogar muß, z.B.:
 'als Haustier gehalten'
 'wachsam'
 'anhänglich'
 Das gleiche gilt für die folgenden Merkmale **M₅** und **M₆** .)
M₅ 'besitzt einen gut ausgebildeten Gehör- und Geruchssinn'
M₆ 'kann bellen und beißen'

Man kann die Bedeutungsbeschreibung aber auch interpretieren als aus den folgenden Merkmalen bestehend:

- (**M₁** + **M₂**) 'kleines bis mittelgroßes Säugetier'
M₃ 'in vielen Rassen gezüchtet'
M₄ ... **M₆**

oder

- (**M₁** + **M₂** + **M₃**) 'in vielen Rassen gezüchtetes kleines bis mittelgroßes Säugetier'
M₄ ... **M₆**

Je nach Interpretation erhält man unterschiedliche Merkmalsstrukturierungen: im ersten Fall ist das genus proximus **M₁** , im zweiten **M₁** + **M₂** und im dritten Fall **M₁** + **M₂** + **M₃** , schematisch dargestellt:

Schema 3:

Bereits diese kurze Prüfung des Wörterbucheintrags zu **Hund** macht deutlich, wie problematisch die Zuordnung oder 'Zerlegung' der komplexen Beschreibung zu/in einzelne(n) Merkmale(n) ist und damit zusammenhängend auch, wie fragwürdig der Status der einzelnen Merkmale als *genus proximum* oder *differentia specifica* in einem solchen Definitionsrahmen sein kann, besonders wenn man über kaum mehr als die allgemein übliche Anweisung: 'Suche die nächsthöhere Gattung zum definiendum' verfügt. (Vgl. dazu auch Wiegand 1989, 548)

Aber auch die übliche Charakterisierung der Differenzmerkmale als invariant läßt Zweifel aufkommen: Mit ihr wird ja in der Konzeption der Merkmalssemantik bekanntlich auch der Anspruch erhoben, daß die in den Merkmalen formulierten Prädikationen allen Gegenständen, die mit dem jeweils beschriebenen Ausdruck bezeichnet werden können, notwendigerweise zukommen. Aber stellen solche Merkmale in diesem Sinn Zuschreibungen notwendiger Eigenschaften dar? Ein tauber, nicht bellen- und beißen-könnender Hund läßt sich mit Sicherheit irgendwo auftreiben, ohne daß dadurch unser Verständnis von einem Hund oder von *Hund* grundlegend verändert oder auch nur durcheinander gebracht würde. Wir werden auf die Frage nach den notwendig zukommenden Eigenschaften weiter unten noch ausführlich zurückkommen.

Mit dem Anspruch der Invarianz und damit der Notwendigkeit von Zuschreibungseigenschaften geht im Rahmen der Merkmalssemantik auch immer die Forderung einher, daß die Merkmale hinreichend sein müssen, um die Extension eines sprachlichen Ausdrucks festzulegen. Man kann sich bei unserem **Hund**-Beispiel fragen, ob die Beschreibungen diese Forderung erfüllen: Sind die angeführten Beschreibungen in Form von sechs Merkmalen wirklich hinreichend? Ein Hundekenner könnte uns sicher noch eine ganze Menge weiterer interessanter und lehrreicher Informationen über Hunde geben: Gibt es ein Kriterium dafür, welche Merkmale zusammengenommen hinreichend sind? Das scheint eine ziemlich merkwürdige Frage zu sein. Auch darauf werden wir noch zurückkommen.

Der Wörterbucheintrag zu **Katze** – dies wurde bereits angedeutet – ist überhaupt nicht als Definition interpretierbar. Er besteht, wenn man die Typographie in der für Wörterbücher üblichen Weise deutet, lediglich aus einem Kompositum, dessen Zweitglied das Lemma selbst ist. Insofern verstößt diese Art von Bedeutungsbeschreibung ganz klar gegen unsere Forderung nach Informativität. Wenn man allerdings die nachfolgenden Angaben, „die K. schnurrt, spielt, kratzt, faucht, miaut, macht einen Buckel“, mit denen wohl gängige Syntagmen des Lemmaausdrucks demonstriert werden sollen, hinzunimmt, kommt man insgesamt doch zu einer Art von Beschreibung, die so formuliert werden könnte:

Katze: 'Haustier, das schnurrt, spielt, kratzt, faucht, miaut, einen Buckel macht'...

Unter der Voraussetzung, daß die natürliche Bedeutungszuordnung von 'Haustier' zu *Hauskatze* zulässig ist, scheint diese Beschreibung durchaus informativ zu sein, und sie vermittelt darüber hinaus den Eindruck weitaus geringerer Künstlichkeit als der Eintrag zu *Hund*.

Dieser kurze Rück- oder Einblick auf/in merkmalssemantisch orientierte oder interpretierte Bedeutungsbeschreibungen in Wörterbüchern mag genügen, um die Problematik der Strukturiertheit von Beschreibungseinheiten in ihrer Eigenschaft als semantische Merkmale sowie deren Abgeschlossenheit zu illustrieren.

An dieser Stelle sollte vielleicht noch darauf hingewiesen werden, daß sich die Überlegungen zu Definitionen von Wortbedeutungen im erläuterten Sinn in erster Linie auf die Wortarten Nomen, Verb und Adjektiv beziehen und im wesentlichen an nominalen Bezeichnungen für natürliche Arten und Artefakte (wie z.B. Stühle) exemplifiziert werden. (Vgl. auch Brauße, 1988) Diese Beschränkung, so ärgerlich sie für die Arbeit an allgemeinsprachigen Wörterbüchern mit Vollständigkeitsanspruch auch sein mag, ist für Überlegungen zur lexikographischen Bearbeitung des kulturspezifischen Wortschatzes – wie z.B. im Lexikon der brisanten Wörter – nicht weiter gravierend – im Gegenteil, es wäre schon viel erreicht, wenn wir eine klare Vorstellung von der Strukturiertheit und Abgeschlossenheit von Bedeutungsbeschreibungen ausschließlich mit Bezug auf die genannten Wortarten gewinnen könnten.

Eine Möglichkeit, die genannten Mängel zu beseitigen, wurde und wird in der linguistischen Adaption der sprachphilosophisch begründeten Stereotypensemantik sowie der kognitionspsychologisch begründeten Prototypensemantik gesehen. Beide Konzeptionen sollen im folgenden näher betrachtet werden.

2.2. Bedeutungsbeschreibungen durch Stereotypen

2.2.1. Extensionsfestlegung: Sprecherkollektiv und Bedeutung

Hilary Putnam, dessen Aufsatz „The Meaning of 'Meaning'“ (dt. 1979) für die linguistische Adaption einer Stereotypensemantik die ausschlaggebende Rolle gespielt hat, beginnt seine Überlegungen zum Bedeutungsbegriff mit der Frage, ob psychische Zustände, d.h. das Wissen über Bedeutungen, von Sprechern einer Sprache die Extension eines sprachlichen Ausdrucks festlegen, wobei er von der Annahme der traditionellen Sprachphilosophie ausgeht, daß Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke im Kopf einzelner Sprecher sind, d.h. daß sie psychische Zustände darstellen und daß diese als Kenntnisse von Intensionen oder Begriffen aufzufassen sind, die die Extensionen

der entsprechenden Ausdrücke bestimmen.

Daß diese Annahmen falsch sind, versucht Putnam anhand mehrerer Science-fiction-Geschichten sowie 'realer' Beispiele nachzuweisen. Zusammengefaßt ist seine Argumentation die folgende: angenommen zwei exakt gleiche Deutsch-Sprecher, Oskar₁ und Oskar₂, leben auf zwei – bis auf einen winzigen Unterschied – exakt gleichen Planeten. Auf beiden gibt es eine Flüssigkeit, die sowohl von Oskar₁ wie von Oskar₂ *Wasser* genannt wird. Auf beiden Planeten ist diese Flüssigkeit farblos, durchsichtig, durstlöschend und in Meeren, Flüssen und Seen enthalten. Diese Eigenschaften kennen sowohl Oskar₁ als auch Oskar₂, d.h. sie befinden sich beide bezüglich der Intension von *Wasser* im genau dem selben psychischen Zustand. Nach der herkömmlichen Auffassung wäre dann auch die Extension des Ausdrucks *Wasser* in den Idiolekten der beiden Sprecher dieselbe.

Aber angenommen, so fährt der philosophische Erzähler Putnam gottähnlich fort, die mit *Wasser* bezeichnete Flüssigkeit ist auf dem ersten Planeten, der sowas wie unsere Erde sein soll, das, was bei uns Wasser ist, nämlich H₂ O, auf dem zweiten Planeten aber 'in Wirklichkeit' eine ganz andere Flüssigkeit mit der chemischen Zusammensetzung XYZ. Für beide Flüssigkeiten gilt, daß sie gemeinsam die oben genannten Eigenschaften haben, die den beiden Modellsprechern Oskar₁ und Oskar₂ bekannt sind. Was sie nicht wissen, ist die unterschiedliche 'wahre' Natur des Zeugs, das sie beide *Wasser* nennen, wir befinden uns nämlich im Jahr 1750. „Doch war die Extension des Ausdrucks „Wasser“ auf der Erde im Jahre 1750 die gleiche wie im Jahr 1970, nämlich H₂ O, und die Extension des Ausdrucks „Wasser“ war auf der Zweerde (Übersetzung des Namens für den zweiten Planeten. G.H.) im Jahre 1750 die gleiche wie im Jahre 1970, nämlich XYZ. Oskar₁ und Oskar₂ faßten also im Jahre 1750 den Ausdruck „Wasser“ verschieden auf, obwohl sie sich im selben psychischen Zustand befanden und obwohl ihre Wissenschaften bei ihrem damaligen Stand noch etwa fünfzig Jahre brauchten, um zu entdecken, daß sie den Ausdruck „Wasser“ unterschiedlich verstanden haben. Das heißt, daß die Extension des Ausdrucks (...) keine Funktion allein des psychischen Zustands des Sprechers ist.“ (Putnam dt. 1979, 34)

Die Putnamsche Beschreibung dieses Falls mutet seltsam an: Wieso kann man sagen, daß die beiden Sprecher sich im selben psychischen Zustand befanden und zugleich, daß sie den Ausdruck „Wasser“ unterschiedlich auffaßten, obwohl sie sich dessen in keiner Weise bewußt waren? Offensichtlich ist die Fallschilderung abhängig davon, daß es eine Wissenschaft gibt, die sich mit den bezeichneten Gegenständen befaßt und die 'wahre' Extension der jeweiligen sprachlichen Ausdrücke bestimmt. Ohne diese Voraussetzung wäre die Behauptung der unveränderten Extension überhaupt nicht verstehbar. Putnam begründet diese Aussage zusätzlich folgendermaßen: Wenn jemand auf ein Glas Wasser zeigt und sagt: „Dies ist

Wasser", dann gründet die „ostensive Definition" auf einer empirischen Voraussetzung: „... nämlich darauf, daß die Flüssigkeitsmenge, auf die ich zeigt, in einer bestimmten Gleichheitsrelation (zu formulieren etwa als „x ist die gleiche Flüssigkeit wie y" oder „x und y sind *flüssidentisch*") zu fast allem steht, was ich und andere Mitglieder meiner Sprachgemeinschaft anderweitig als „Wasser" bezeichnet haben." (Putnam dt. 1979, 34) Die „Flüssidentität" ist eine theoretische Relation: „Zu bestimmen, ob etwa die gleiche Flüssigkeit ist wie *dies* oder nicht, bedarf womöglich eines unabhsehbaren, wissenschaftlichen Forschungsaufwands. Und selbst, wenn man durch Laienvernunft oder durch wissenschaftliche Untersuchungen zu einer 'definitiven' Antwort gelangt ist, so *steht* die Antwort doch *dahin*; weitere Forschung kann noch das sicherste Beispiel stürzen." (Putnam dt. 1979, 35) Auch diese Überlegungen führen m.E. zu dem fragwürdigen Schluß, daß die Art und Weise, wie wir uns mit sprachlichen Ausdrücken auf Gegenstände in der Welt beziehen (können), abhängig sein soll von wissenschaftlichen Entdeckungen über die 'wahre' Natur dieser Gegenstände. (Vgl. auch Schnelle 1979, 298f.; Lieb 1980, 9ff.; Lutzeier 1985, 128)

Sehen wir uns zunächst noch das 'reale' Beispiel an für Putnams Argumentation gegen die Auffassung, daß psychische Zustände einzelner Sprecher Extensionen festlegen: „Nehmen wir an, du ähnelst mir darin, daß du gleich mir Ulmen und Buchen nicht auseinanderhalten kannst. Wir sagen dennoch, daß die Extension von „Ulme" in meinem Idiolekt dieselbe ist wie die Extension von „Ulme" im Idiolekt anderer, nämlich die Menge aller Ulmen, und daß die Extension von „Buche" in deinem wie in meinem Idiolekt die Menge aller Buchen ist. „Ulme" in meinem Idiolekt hat also (wie es sich gehört) eine andere Extension als „Buche" in deinem Idiolekt. Ist es wirklich plausibel, daß dieser Extensionsunterschied von einem Unterschied in unseren Begriffen herrührt? Mein Begriff von Ulmen ist genau derselbe wie mein Begriff von Buchen (wie ich zu meiner Schande gestehen muß)." (Putnam dt. 1979, 36/7)

Dieses Beispiel – wiederum für Bezeichnungen natürlicher Arten – führt zu dem Fazit, daß es keinen Sinn macht, einen oder mehrere einzelne(n) Sprecher und dessen/deren psychischen Zustand bzw. Kenntnisstand bezüglich der Intension sprachlicher Ausdrücke als Funktion der Extension zu untersuchen. Es ist vielmehr die Aufgabe des Sprecherkollektivs, der gesamten Sprachgemeinschaft, die Extension von Ausdrücken festzulegen. Über Kriterien dafür, Ulmen von Buchen zu unterscheiden, verfügen nicht die Durchschnittssprecher einer Sprachgemeinschaft, sondern einige (wenige) Experten, die darüber hinaus in der Lage sind, die entsprechenden Spezies zu identifizieren. Gleiches gilt für andere Bezeichnungen natürlicher Arten: Durchschnittssprecher haben z.B. von Gold die Vorstellung, daß es ein kostbares Metall ist, daß es eine gelbe Farbe hat und zu Schmuckstücken verarbeitet wird usw.; sie sind aber in den wenigsten Fällen in der Lage

festzustellen, ob ein wie Gold aussehendes Metall auch wirklich Gold ist: „Jeder, dem aus irgendeinem Grunde etwas an Gold liegt, muß das Wort „Gold“ beherrschen; aber er braucht keine Methode zu beherrschen *festzustellen*, ob etwas Gold ist oder nicht. Er kann sich dabei auf eine spezielle Teilklasse von Sprechern verlassen. Die Dinge, die üblicherweise mit einem allgemeinen Namen verknüpft werden – notwendige und hinreichende Bedingungen für die Zugehörigkeit zur Extension, Methoden festzustellen, ob etwas zur Extension gehört (Kriterien) etc. – sind alle in der Sprachgemeinschaft *als Kollektiv betrachtet* zu finden; nur teilt sich dieses Kollektiv die Arbeit auf, die verschiedenen Teile der Bedeutung von „Gold“ zu beherrschen und anzuwenden.“ (Putnam dt. 1979, 38)

Sprache wird also gemäß dieser Auffassung als gesellschaftliche Arbeit verstanden, die durch das Prinzip der Arbeitsteilung bestimmt wird. So formuliert Putnam die Hypothese von der universellen sprachlichen Arbeitsteilung: „Jede Sprachgemeinschaft weist die eben beschriebene Art von sprachlicher Arbeitsteilung auf, das heißt, sie verwendet wenigstens einige Ausdrücke, für die gilt: Die mit diesen Ausdrücken verknüpften Kriterien kennt jeweils nur eine Teilmenge der Menge aller Sprecher, die diesen Ausdruck beherrschen, und ihre Verwendung durch andere Sprecher beruht auf einer spezifischen Kooperation zwischen diesen und den Sprechern aus den jeweiligen Teilmengen.“ (Putnam dt. 1979, 39)

Die Putnamsche Konzeption zur Bedeutung sprachlicher Ausdrücke in bezug auf deren Extensionalisierungen enthält m.E. zwei unterschiedliche Gesichtspunkte:

(1) Die Bedeutungskonzeption enthält den Gesichtspunkt, daß ein Bedeutungsbegriff für sprachliche Ausdrücke nur unter der Berücksichtigung der Sprachgemeinschaft als ganzer („Sprachgemeinschaft als Kollektiv betrachtet“) sinnvoll ist.

(2) Die Bedeutungskonzeption enthält den (problematischen) Gesichtspunkt, daß bestimmten Sprechergruppen, besonders den wissenschaftlichen Experten, eine herausragende Stellung innerhalb der Sprachgemeinschaft zukommt.

Der erste Punkt weist eine starke Ähnlichkeit auf mit Kripkes Interpretation der Spätphilosophie Wittgensteins. Um diesen Zusammenhang zu verdeutlichen, aber mehr noch, um die Redeweise „als Kollektiv betrachtet“ besser verstehen zu können, möchte ich an dieser Stelle einen Exkurs zu Kripkes Wittgensteinverständnis einfügen.

Exkurs: Sprecherkollektiv und Bedeutung in Kripkes Verständnis der Spätphilosophie Wittgensteins

Die Kripkesche Deutung geht von der Wittgensteinschen Auffassung aus, daß die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks als Regel zu seiner Verwendung aufzufassen ist und von der Frage, ob die Kenntnis dieser Regel oder das Bedeutungswissen eines einzelnen Sprechers die regelgeleitete Sprachverwendung begründen kann – eine Frage, die der Putnamschen entspricht.

Gemäß Wittgensteins skeptischer Sicht ist es – nach Kripke – unmöglich, von einer einzelnen Person – als solche betrachtet – zu sagen, sie befolge eine Regel *R*, z.B. „plus“, oder nicht, oder eine andere Regel *R'*, z.B. „quus“. Eine Person, der die Aufgabe gestellt wird, 5 und 7 zusammenzuzählen, antwortet spontan mit 12, und zwar ohne jegliche Rechtfertigung: Sie folgt der Regel blind. (Vgl. Kripke 1982, 21f.; Chomsky 1986, 223; Stegmüller 1986, 21) Sie weiß, daß $5+7=12$, aber sie hat keine Begründungen für ihr Wissen und keine Bedingungen dafür, Regeln bzw. eine bestimmte Regel zu befolgen.

Es gibt – gemäß Wittgenstein in der Sicht Kripkes – keine Antwort auf die Frage, wie ich wissen kann, ob ein bestimmter gegenwärtiger Gebrauch, den ich von einem Wort, z.B. *plus*, mache, mit dem übereinstimmt, was ich vorher mit *plus* gemeint habe, vorausgesetzt, mein gegenwärtiger Gebrauch ist eine neue Verwendungsweise des Ausdrucks. Wenn ich bisher z.B. nur Zahlen bis 50 addiert habe und jetzt vor die Aufgabe gestellt bin, 73 und 95 zusammenzuzählen, so kann ich mich nicht auf meine Beherrschung der Regel – oder mein Bedeutungswissen von *plus* – in der Vergangenheit berufen, denn mit Zahlen der Größenordnung über 50 habe ich ja bisher überhaupt noch nicht operiert. Um die gestellte Frage nach dem Wissen über die Verwendung oder Bedeutung des Ausdrucks beantworten zu können, müßte ich eine Interpretation dessen, was es heißt, was ich in der Vergangenheit mit *plus* gemeint habe, liefern können. Aber, so weiter der Skeptiker, jede Interpretation, die ich liefere, könnte durch eine andere Interpretation widerlegt werden. Um entscheiden zu können, welche die richtige ist, müßte ich ja wissen, was ich mit den Ausdrücken *plus* oder *grün* (oder *Wasser*) gemeint habe. Und darum geht es ja gerade. Die Zuspitzung des skeptischen Problems (vgl. Stegmüller 1986, 24f.) gipfelt in der Behauptung, daß einem Ausdruck wie:

„X meint mit einem Ausdruck A das-und-das“

keine Tatsache entspricht, da ich ja den Versuch der Rechtfertigung einer Regelbefolgung (genauer: der Befolgung einer ganz bestimmten Regel) nicht damit unternehmen kann, daß ich auf frühere Verwendungen bzw. Bedeutungen verweisen kann. „Wenn es aber, so lautet der einfache weitere Gedankengang, keine Fakten gibt, die erhärten, was ich damals meinte,

als ich mir die Bedeutung von „+“ einprägte und endlich viele Aufgaben der Summenbildung löste, dann gibt es auch keine Fakten, die erhärten können, was ich jetzt damit meine, die also zu differenzieren gestatten zwischen plus-Meinen und quus-Meinen.“ (Stegmüller 1986, 25)

Die Einlassung auf das skeptische Gedankenexperiment – ich bitte nur noch um ganz wenig Geduld! – hat zur Konsequenz, zuzulassen, daß ein in gedanklicher Isolierung betrachtetes Individuum berechtigt ist, einer Regel zu folgen, „wie es ihm als richtig erscheint“. Dagegen steht Wittgensteins eigener Satz aus dem vielzitierten Abschnitt 202 der „Philosophischen Untersuchungen“: „Und einer Regel zu folgen *glauben* ist nicht: der Regel folgen ...“ Bedingungen für die Behauptbarkeit von Äußerungen über Regelbefolgungen würden völlig beliebig, d.h. letztlich nichtig, es gäbe bloß noch spontane Äußernsbedingtheiten.

Das gleiche, was von der Eigenmeinung einer Person zu ihrer Regelbefolgung gesagt ist, gilt auch für eine einzelne Person, die Auskünfte über die Regelbefolgung einer zweiten Person geben sollte: Sie könnte ebenso wenig wie bei sich selbst begründen, wieso diese Person einer bestimmten Regel R und nicht R' folgt. Das Fazit: Solange man eine Person in Isolierung betrachtet, was ihre Regelbefolgungen und ihr singuläres Urteil über Regelbefolgungen anderer angeht, verliert – so Wittgenstein laut Kripke – der Begriff der Regel jede Bedeutung. „Wenn es aber solche Fakten wie Bedeutungsverstehen, Erfassen von Begriffen und Regelfolgen nicht mehr gibt, so scheint es auch keinen Sinn mehr zu haben, von denjenigen Entitäten zu sprechen, um deren Verstehen, Erfassen, Befolgung es hier ging. Der Begriff der Bedeutung, des Begriffs, der Regel scheint sich in Luft aufzulösen.“ (Stegmüller 1986, 27) Dies alles widerspricht vehement unserer Intuition, daß eine Regel etwas ist, was uns leitet, und das heißt auch, das künftige Handlungsmöglichkeiten einschränkt. Dieser Widerspruch ist erst dann auflösbar, wenn man eine Person eben nicht als isolierte, sondern als Mitglied einer umfassenderen Gemeinschaft betrachtet: „The situation is very different if we wide our gaze from consideration of the rule follower alone and allow ourselves to consider him as interacting with a wider community. Other will then have justification conditions for attributing correct or incorrect rule following to the subject, and these will *not* be simply that the subject's own authority is unconditionally to be accepted.“ (Kripke 1982, 89)

Die Behauptbarkeitsbedingungen dafür, zu sagen, eine Person folge einer bestimmten Regel oder sie meine etwas, hören auf, bloß spontane Äußerungsbedingtheiten zu sein. Sie werden ergänzt durch Zustimmungsbedingungen seitens der übrigen Mitglieder der Gemeinschaft, die dann die Autorität des sprechenden Subjekts allein nicht mehr bedingungslos zu akzeptieren brauchen und daher differenzieren können zwischen den Fällen, in denen das Subjekt einen korrekten Gebrauch von Regeln macht und

den Fällen, in denen dieser Gebrauch inkorrekt ist. In dieser Sichtweise ist der Begriff der Regel eng verknüpft mit dem der Abweichung von der Regel. Was als Abweichung gilt, ist ebenso wie die Regel selbst und in ihrer Abhängigkeit in der sozialen Praxis begründet; ebenso wie für das regelgeleitete Verstehen und Meinen gibt es auch für das Erkennen von Fehlern und Abweichungen intersubjektive Kriterien. (Vgl. Öhlschläger 1974, 97f.; Winch 1966, 45f.)

Die Zustimmungspraktiken in einer Gesellschaft sind uniform, weil sie in der Übereinstimmung ihrer Mitglieder, in ihren Urteilen oder Überzeugungen begründet sind und diese Bestandteil ihrer Lebensform darstellen. Diese Übereinstimmung in den Urteilen/Überzeugungen ist konstitutiv dafür, daß man sagen kann, jemand folge einer bestimmten Regel oder allgemeiner: jemand meine mit einem sprachlichen Ausdruck etwas. Stegmüller weist darauf hin, daß der Begriff der Übereinstimmung bei Wittgenstein – in der Interpretation Kripkes – eine andere Rolle spielt als in unserem herkömmlichen Denken: Normalerweise würden wir sagen, daß die Annahme einer kollektiven Übereinstimmung unsere Praxis bestimmt oder begründet, also wir würden sagen: „... weil wir alle unter „+“ dasselbe verstehen, stimmen wir auch in den Resultaten der Addition überein. Doch so verhält es sich hier nicht. Vielmehr gilt: Weil wir in unserem unbedenklichen Verhalten, in den spontanen Äußerungen und spontanen Zustimmungen, zu denselben Resultaten gelangen, können wir sagen, daß wir alle dasselbe meinen. Die Übereinstimmung zwischen den Gliedern der Sprachgemeinschaft ist konstitutiv dafür, daß von diesen Gliedern behauptet werden kann, sie meinten etwas mit den von ihnen verwendeten Ausdrücken. Übereinstimmung zwischen den Gliedern ist daher auch grundlegend für die Existenz von Rechtfertigungsbedingungen, die an die Stelle von Wahrheitsbedingungen treten; ebenso grundlegend ist diese Übereinstimmung für die neue Sichtweise des Menschen als eines 'sozialen Wesens'." (Stegmüller 1986, 95)

Der Begriff der Regel im Zusammenhang mit der Sicht des Menschen als sozialem Wesen setzt also den Begriff der Übereinstimmung voraus und dieser den Begriff der Konvention, d.h. den Begriff der Regularität von Verhaltensweisen unter der Bedingung möglicher Alternativen in einer Gruppe, wodurch ein koordinatives Gleichgewicht hergestellt wird mit einem Ergebnis, das für jedes Mitglied der Gruppe optimal ist. (Vgl. Lewis dt. 1975, 53ff.). Natürlich sind auch Konventionen weder als Ursache für Regelbefolgungen anzusehen noch zu ihrer Begründung anführbar.

Zusammenfassend ist die Wittgenstein/Kripkesche Regel- und Bedeutungsauffassung durch die folgenden drei Charakteristika gekennzeichnet:

- (1) Von einer in Isolation betrachteten Person kann man – als Laie wie als linguistischer Experte – nichts anderes als von Fall zu Fall fest-

stellen, was sie tut; ihre spontanen Äußerungen sind unbegründet und unbegründbar; falls sie Regeln folgen sollte, tut sie dies blind.

- (2) Daraus folgt die konsequente Zurückweisung jeglichen Privatmodells für Regeln (und Bedeutungen). Der Begriff der Regel und der Bedeutung wird erst über und durch soziale Übereinstimmungen, Wittgensteinsch: Lebensformen konstituiert.
- (3) Aussagen über Regeln und Bedeutungen sind dann – dies folgt aus (1) und (2) – Aussagen über die sozialen Praktiken einer Sprachgemeinschaft; in keinem Fall sind sie – wegen (1) – Aussagen über mentale Zustände einzelner Sprachteilnehmer. In diesem Sinn wäre dann die Sprachwissenschaft insgesamt – und mit ihr natürlich auch die Semantik – in das Paradigma einer verstehenden Soziologie einzuordnen, bei der der einzelne Wissenschaftler die Vermittlerrolle zwischen Objekt und Subjekt einnimmt. (Vgl. Winch 1966)

Wenn man nun die Wittgenstein/Kripkesche Position mit der Putnam-schen vergleicht, werden die beiden folgenden Gemeinsamkeiten deutlich:

- Beide interpretieren Bedeutung als soziales Faktum, einmal in dem trivialen Sinn, daß Bedeutung insgesamt mit Sprache und damit auch mit einer Sprachgemeinschaft untrennbar verknüpft ist, und zum andern, daß die je einzelnen Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke durch soziale Praktiken einer Gesellschaft konstituiert und determiniert werden.
- Beide Konzeptionen entbehren – jedenfalls soweit wir sie bisher kennen – der eingangs erörterten Grundlage der natürlichen Interpretation, die durch natürliche Bedeutungszuordnungen zum Ausdruck kommt. Eine solche Grundlage hatten wir aber für unumgänglich gehalten für die Machbarkeit von Bedeutungswörterbüchern und die damit verbundene Garantie einer individuellen und in der Intuition begründeten Zugänglichkeit von Wortbedeutungen. Die Lösung, die Putnam vorschlägt, werden wir gleich diskutieren.

Die Präzisierung der ersten nicht-trivialen Gemeinsamkeit der beiden Konzeptionen macht allerdings ihre Unterschiede deutlich: Während bei Wittgenstein/Kripke die sozialen Praktiken, durch die die Bedeutungen/Bedeutungsregeln sprachlicher Ausdrücke konstituiert und determiniert werden, primär kommunikative Praktiken, d.h. Reaktionen – Zustimmungen, Ablehnungen, Korrekturen – auf kommunikative Handlungen darstellen, kommen bei Putnam auch nicht primär kommunikative Praktiken, im besonderen naturwissenschaftliche Forschungen, ins Spiel. Oder anders ausgedrückt: die Verifikation der Gültigkeit bzw. Geltung von Bedeutung(sregeln) ist gemäß Wittgenstein/Kripke nicht auf eine irgendwie geartete, unabhängig vom Menschen bzw. von menschlichen Gesellschaft

ten bestehende Wirklichkeitsbeschaffenheit angewiesen, bei Putnam sehr wohl: „Die Extension unserer Ausdrücke hängt von der wirklichen Natur derjenigen Dinge ab, die als Paradigmen (Beispiel: *dies* in der Ostension: „Dies ist Wasser“. G.H.) dienen, und diese wirkliche Natur ist dem Sprecher im allgemeinen nicht zur Gänze bekannt. Traditionelle Semantik vernachlässigt bloß zwei Mitbestimmer der Extension – die Gesellschaft und die wirkliche Welt.“ (Putnam dt. 1979, 62; vgl. auch Putnam 1983, 147f.)

Putnams Hypothese von der sprachlichen Arbeitsteilung und das damit zusammenhängende Postulat von der Wichtigkeit der wahren Natur von Gegenständen für die Extension der sie bezeichnenden Wörter haben – m.E. zurecht – Kritik in den folgenden Punkten hervorgerufen:

Es ist nicht einzusehen, warum das Expertenwissen über Extensionsgegenstände nicht als individuelle Begriffe bzw. als psychische Zustände einzelner (weniger) Sprecher verstanden werden kann. (Vgl. Lieb, 1978, 8.; Schnelle, 1979, 296; Zemach, 1976, 118) Wenn man dies jedoch zuließe, würde Putnams Hypothese nichts anderes besagen, als daß es bestimmte Sprechergruppen bzw. Varietäten in einer Sprachgemeinschaft gibt, die in bestimmten Situationen und Kontexten einen spezifischen Gebrauch von den Wörtern machen, die alle anderen Sprecher auch verwenden. Übrigens gehört *Wasser* m.E. gerade nicht zu diesen Wörtern: Ein Chemiker wird vermutlich, wenn er ein Glas Wasser haben will, sagen: „Ich will Wasser“, und wenn er von chemischen Zusammensetzungen im Kontext seiner Zunft redet, von H_2O . (Vgl. auch Schnelle 1979, 296)

Wenn man nun den Experten nicht die herausragende Rolle zubilligen will, die ihnen Putnam einräumt, sondern nur eine unter anderen in dem gruppen- und varietätengebundenen Spektrum einer Gemeinschaft, dann besteht die 'sprachliche Arbeitsteilung' nicht wesentlich darin, die 'wahre' Natur von Gegenständen zu entdecken, um verbindliche Extensionsfestlegungen zu treffen, sondern in der Hauptsache im Austausch des Wissens, das innerhalb einer Sprachgemeinschaft vorhanden im Sinn von kommunikativ verfügbar ist. Mit einem solchen Austausch ist auch immer ein dynamischer Prozeß verbunden, in dem eine Auswahl und gegenseitige Beeinflussung der einzelnen Mitglieder der Sprachgemeinschaft bezüglich der Verbindlichkeit oder Konventionalität des jeweiligen Wissens stattfindet. (Vgl. auch Lutzeier 1985, 128)

Daß die einzelnen Sprachteilnehmer über Wissen verfügen, das den Gebrauch sprachlicher Ausdrücke bestimmt, war im Zusammenhang mit der Diskussion der Putnamschen Beispiele bereits deutlich geworden. Wie dies im Zusammenhang mit dem Bedeutungsbegriff einzuschätzen ist, soll uns im folgenden beschäftigen.

2.2.2. Bedeutung: Einzelsprecher und Stereotyp

Um von einer Person sagen zu können, daß sie die Bedeutung eines Wortes, z.B. *Tiger*, kennt, müssen für Putnam die beiden folgenden Bedingungen erfüllt sein: (vgl. Putnam dt. 1979, 65):

- (1) Ihr Gebrauch des Wortes wird in der Gemeinschaft anerkannt; die Leute sagen ihr nicht nach, sie wisse nicht, was ein Tiger ist.
- (2) Ihre Stellung in der Welt und ihrer Sprachgemeinschaft ist insgesamt so, daß die sozial bestimmte Extension des Wortes *Tiger* in ihrem Idiolekt die Menge aller Tiger ist.

Ein Wort kennen, heißt, daß man damit in den Besitz eines Dinges gelangt, das man seine Bedeutung nennt, und das heißt, daß man auf Verlangen dazu etwas sagen kann. Zum Kennen oder, wie Putnam sagt, 'Erworben-haben' eines Wortes X gehört, Antworten geben zu können auf Fragen wie:

'Was heißt X?'

'Was bedeutet X?'

'Was ist ein X?'

usw.

„Wenn mich jemand nach der Bedeutung von „Tiger“ fragte, so wüßte ich nur zu gut, was ich ihm erzählte, nämlich, daß Tiger Katzen sind, wie groß sie ungefähr sind, daß sie gelb sind und schwarze Streifen haben, daß sie wild sind und vielleicht, daß sie im Dschungel leben. Je nachdem, welche Situation vorliegt und was ihn zu seiner Frage veranlaßt, würde ich vielleicht noch andere Sachen mitteilen, aber die obigen Dinge, außer vielleicht das mit dem Dschungel würde ich als *obligatorisch* ansehen. Ich muß keine Experimente anstellen, um zu wissen, daß andere Sprecher ungefähr dasselbe für obligatorisch halten.“ (Putnam 1979, 71)

Diese Auskunft, deren Mitteilungsmöglichkeit nach Putnam zu den Bedingungen des Erwerbs eines Wortes gehört, entspricht dem, was wir als natürliche Bedeutungszuordnung verstanden haben, für die ja nicht nur eine Aussage über das, was jeweils ein Individuum über die Bedeutung eines Wortes weiß, verlangt wurde, sondern auch eine Bezugnahme auf die Sprache, 'so wie sie ist', d.h. auf alle anderen Mitglieder der betreffenden Sprachgemeinschaft.

Das, was solche Auskünfte enthalten, sind Meinungen darüber, wie die Gegenstände, die mit den entsprechenden Wörtern bezeichnet werden, aussehen, wie sie sich verhalten, was sie sind usw. Diese Meinungen sind innerhalb einer Kommunikationsgemeinschaft obligatorisch. Die jeweils an ein Wort geknüpften Meinungen über seinen Bezeichnungsgegenstand heißen bei Putnam **Stereotype**: ein Stereotyp ist „...eine konventional verwur-

zelte, häufig übelmeinende und möglicherweise völlig aus der Luft gegriffene Meinung darüber, wie ein X aussehe, was es tue oder was es sei." (Putnam dt. 1979, 68)

Wenn auch Stereotype in bezug auf eine Kommunikationsgemeinschaft obligatorisch sind, so läßt dies keinen Schluß darauf zu, daß die sie enthaltenden Informationen oder Merkmale auch bezüglich des bezeichneten Gegenstands obligatorisch sein müßten: „Daß ein Merkmal (z.B. das Gestreiftsein) in dem mit einem Wort X verknüpften Stereotyp enthalten ist, heißt nicht, daß es eine analytische Wahrheit wäre, daß alle Xs oder auch nur die meisten Xs oder auch nur alle normalen Xs oder auch nur überhaupt irgendwelche Xs diese Merkmale aufweisen. Dreibeinige oder albinotische Tiger sind keine logisch unmöglichen Entitäten. Die Entdeckung, daß unser Stereotyp sich auf nicht normale oder nicht repräsentative Elemente einer natürlichen Art berufen hat, ist nicht die Entdeckung eines logischen Widerspruchs. Verlören Tiger ihre Streifen, so verlören sie damit nicht ihre Tigerheit, und Schmetterlinge ohne Flügel wären immer noch Schmetterlinge." (Putnam dt. 1979, 68)

Stereotype beziehen sich also auf ein zwar kommunikativ notwendiges, aber u.U. kontrafaktisches Konstrukt: auf einen als normal oder typisch angesehenen Vertreter der Klasse von Gegenständen, die mit einem betreffenden Wort bezeichnet werden. Als solche sind sie weder bezüglich ihrer Bestandteile oder Merkmale noch als ganzes notwendig, und die Zuschreibung solcher Merkmale liefert keine analytischen Sätze, z.B. sind:

Tiger sind gestreift
 Katzen jagen Mäuse
 Gold ist gelb
 Stühle sind Sitzgelegenheiten
 Wasser ist durstlöschend
 usw.

keine analytischen Sätze.

Mit dieser Konzeption, nach der Bedeutung – als dasjenige Wissen, das den je einzelnen Sprechern einer Sprache über die jeweiligen Bezeichnungsgegenstände notwendigerweise zur Verfügung stehen muß – in Form von Stereotypen organisiert und repräsentiert ist, stellen sich die Probleme, die es bei der merkmalsorientierten Bedeutungsdefinition gegeben hat, nicht mehr: Für die einzelnen Merkmale, mit denen Stereotype beschrieben werden (können), kann nach der Putnamschen Auffassung gar nicht gefordert werden, daß sie als einzelne notwendig und zusammengekommen hinreichend sein müssen: Da sie Meinungen darstellen, die in einer Sprach- oder besser: Kulturgemeinschaft bei ihren Mitgliedern vorherrschend sind, beziehen sich die Informationen, die in den Merkmalen wiedergegeben werden, in erster Linie auf Sichtweisen, die die Menschen von den Dingen

haben und die in ihrer Sprache konventionalisiert sind und nicht auf Eigenschaften, die als gegeben angenommen und in Bedeutungsbeschreibungen sozusagen nur abgebildet werden. Daß die Meinungen und Kenntnisse, die die einzelnen Sprecher haben, unterschiedlich sein können, war im Zusammenhang mit der Diskussion des Putnamschen Prinzips der sprachlichen Arbeitsteilung bereits angedeutet worden. Wenn man nun die fragwürdige Ankoppelung des Bedeutungsbegriffs an die 'wahre' Natur der Dinge, an die Putnamsche „Wirklichkeit“ aufgibt, kommt man zu dem plausiblen und wohl auch nicht überraschenden Ergebnis, daß Wörtern bzw. Wortbedeutungen u.U. mehrere unterschiedliche Stereotypen zugeordnet sein können. Um nochmals auf das alte *Wasser*-Beispiel zurückzukommen: im Duden-Universalwörterbuch findet sich dazu der folgende Eintrag:

E 1: Wasser

Wasser, das; (...) **1.a)** *(aus einer Wasserstoff-Sauerstoff-Verbindung bestehende) durchsichtige, weitgehend farb-, geruch- u. geschmacklose Flüssigkeit, die bei 0 °C gefriert und bei 100 °C siedet...*

Der wiedergegebene Wörterbucheintrag erweckt nach allem was wir bisher wissen, den Eindruck, als seien hier (mindestens) zwei Stereotype zusammen- oder durcheinandergebracht worden:

- einmal das Laien oder Durchschnittssprecher-Stereotyp: „durchsichtige, weitgehend farb-, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit
- und zum andern ein Expertenstereotyp: „aus einer Wasserstoff-Sauerstoff-Verbindung bestehend“ mit der Erweiterung: „die bei 0 °C gefriert und bei 100 °C siedet“.

Ich halte die Putnamschen Überlegungen, gerade was die Beschreibbarkeit der Bedeutung von Wörtern, die natürliche Arten und Artefakte bezeichnen und darüber hinaus besonders von solchen, mit denen auf kultur- und ideologiespezifische Gegenstände Bezug genommen wird, für ausgesprochen anregend und lehrreich für die Arbeit an einem Bedeutungswörterbuch. Die inspirierende Anregung soll vorschlagsweise durch drei lexikographische Maximen konkretisiert werden:

(1) Versuche das Wissen, das du, Wörterbuchmacher, als Durchschnittssprecher deiner Sprache von den Bedeutungen der zu beschreibenden Ausdrücken hast, zu trennen von dem Wissen, das du aus Darstellungen der Wissenschaften und Disziplinen gelernt hast, die sich mit den Gegenständen beschäftigen, die durch die betreffenden Ausdrücke bezeichnet werden. Diese Maxime bezieht sich besonders auf Bezeichnungen für natürliche Arten wie – das nun doch überstrapazierte – *Wasser, Tiger, Gold, Salz, Marmor, Hund, Katze, Regenwurm, Maulwurf...*

(2) Beachte neben der kooperativen auch die kompetitive Seite der sprachlichen Arbeitsteilung oder genauer: Berücksichtige neben deinem Wissen, deinen Kenntnisse und Meinungen, die in deinen Stereotypen (als natürliche Bedeutungszuordnungen) enthalten sind, auch die Kenntnisse und Meinungen anderer, soweit diese ihre stereotypen Meinungen als verbindlich für die ganze Sprachgemeinschaft durchzusetzen versuchen. Beachte dabei den Meinungshintergrund, auf dem die Urteile über Normalitäten und Typikalitäten jeweils basieren. Diese Maxime – auf solche Meinungshintergründe werden wir noch zurückkommen – gilt vor allem für ideologie- und kulturspezifische Ausdrücke wie *Asylant*, *Sympathisant*, *Entsorgung*, *Entartung*, *Alternativer*, *Zeitgeist*...

(3) Beachte die wichtige Rolle, die einzelne stereotypische Merkmale eines Wortes für die Interpretation von komplexeren Ausdrücken, die dieses enthalten, spielen, z.B. bei Wortbildungen wie *zitronengelb*, *goldgelb*, *blutrot*, *katzbuckeln*, *katzenfreundlich*, *Scheinasylant*, *Asylantenstrom*, *Sympathisantensumpf*, oder Syntagmen wie *hündische Treue*, *jem. wie einen Hund behandeln*, sowie auch bei eingespielten Metaphern. (vgl. dazu Strauß, in diesem Band)

Die Kritik, die Wiegand an der Putnamschen Konzeption zu Wortbedeutungen übt, kann ich nur schwer nachvollziehen: „Während bei der Interpretation der lexikographischen Beschreibungen im Lichte dieses Konzepts anregende Aspekte zu verzeichnen sind, ist die Stereotypensemantik für die konkrete Durchführung von lexikographischen Beschreibungen von keinem weitreichenden Interesse, da Putnam nur an wenigen sprachlichen Beispielen Stereotype als Merkmalbündel repräsentiert und nicht angibt, wie man die Merkmale ermittelt.“ (Wiegand 1989, 573) Letzteres ist schlichtweg falsch: Putnam erläutert den Charakter der Operationalität von Stereotypen anhand von Antwortmöglichkeiten auf Fragen wie 'Was heißt/bedeutet/ist (ein) X?', d.h. er verläßt sich auf die Fähigkeit zur natürlichen Bedeutungszuordnung. Und mehr kann man nicht verlangen; mir ist jedenfalls keine lexikologisch-lexikographische Theorie bekannt, in der Kriterien zur Ermittlung von Merkmalen für Bedeutungsbeschreibungen im Wörterbuch (und anderswo) entwickelt worden wären. Wahrscheinlich ist das weder machbar noch notwendig – der Putnamschen Intention würde es allemal, jedenfalls was die Stereotypen betrifft, zuwiderlaufen!

Allerdings gibt es einen schwachen Punkt in der Konzeption der Stereotypen, den sie mit der merkmalsorientierten Definitionspraxis teilt: Es ist ziemlich unklar, in welcher Weise die einzelnen Beschreibungen, die als Merkmale präsentiert sind, strukturiert sein sollen. Putnam macht einen Ordnungsvorschlag, der darauf hinausläuft, in der Bedeutungsbeschreibung einem Merkmal einen besonderen Status zuzuerkennen und es von den stereotypischen Merkmalen zu separieren. Es handelt sich um diejenigen Merkmale, mit denen die Kategorienzugehörigkeit von Bezeichnungs-

gegenständen angegeben wird: „Solche Merkmale wie „Tier“, „Lebewesen“, „Artefakt“, „Wochentag“, „Zeitdauer“ etc. sind nicht nur ungemein zentral für solche Wörter wie „Tiger“, „Muschel“, „Stuhl“, „Dienstag“, „Stunde“ etc., sie sind auch Teil eines wichtigen und weitverbreiteten Klassifikationssystems. Die Zentralität sichert, daß die unter diesen Titeln eingeordneten Dinge praktisch nie *neu* eingeordnet werden müssen; deshalb empfehlen sich diese Titel in unzähligen Kontexten als natürliche Kategorialindikatoren.“ (Putnam dt. 1979, 92)

Solche Merkmale sind bezüglich der normalen oder typischen Vertreter einer Gegenstandsklasse stabiler, oder wie Putnam sagt: „schwerer zu revidieren“, als die anderen stereotypischen Merkmale. In seiner „Normalform-Beschreibung“ für *Wasser* wird dem Merkmal „Flüssigkeit“ dann auch die gesonderte Informationsklasse 'semantischer Marker' zugeordnet. (Vgl. Putnam dt. 1979, 94)

Diese Lösung hat einiges für und auch einiges gegen sich: Einerseits ist dieses Klassifikationsmerkmal, durch das letztlich das *genus proximum* der Definition wieder eingeführt wird, sicher konstitutiv für Bedeutungszuordnungen (außerhalb von Benennungs- oder Referenzfixierungsakten), insofern mit ihm der Gegenstand, auf den sich die stereotypischen Eigenschaften jeweils beziehen, einführend benannt wird; *vice versa* sind diese ihrerseits immer auf den durch den semantischen Marker benannten Gegenstand bezogen, so daß erst beides zusammengenommen zu einer informativen Aussage wird. M.E. gibt es nun keine schwerwiegenden theoretischen Gründe, alle Prädikationen inform von Merkmalen einschließlich des Kategorienanzeigers als Stereotyp zusammenzufassen, unter dem Gesichtspunkt, daß letzterem eine höhere Stabilität bzw. Unrevidierbarkeit zukommt.

Abschließend soll nochmals ein Fazit aus den von Putnam inspirierten Überlegungen gezogen werden:

(1) Bedeutungsbeschreibungen enthalten Informationen:

- (a) zur Art des jeweiligen Bezugsgegenstands durch die Angabe eines Merkmals, das dessen Kategorienzugehörigkeit anzeigt,
- (b) zu den Kenntnissen und Meinungen, die die einzelnen Sprecher der betreffenden Sprachgemeinschaft über die Beschaffenheit des durch (a) angegebenen Gegenstands haben.

Beides zusammengenommen kann als Stereotyp aufgefaßt werden, durch das Wortbedeutungen repräsentiert werden.

(2) Einem Wort können mehrere Stereotype als Bedeutungsbeschreibungen mit Blick auf die jeweilige Sprachgemeinschaft als ganze zugeordnet

sein: entweder als wissenserweiternde Expertenstereotype oder als konkurrierende meinungsbildende oder auch wertsetzende Stereotype.

(3) Stereotype müssen so struktuiert sein, daß aus ihrer Repräsentation hervorgeht, welche Merkmale zur Kerninformation und welche zur eher peripheren Information der Bedeutungsbeschreibung gehören. Die Berechtigung dieser Forderung dürfte unbestritten sein – wie sie zu erfüllen ist, soll uns im folgenden näher beschäftigen. Putnam schließt sein Wasserstereotyp mit einem lapidaren „etc.“ ab (vgl. Putnam dt. 1979, 94). Damit weist er natürlich auf die prinzipielle Unabschließbarkeit solcher stereotypischen Beschreibungen hin – das hatten wir bereits erörtert. Dennoch hätte man für Bedeutungsbeschreibungen im Wörterbuch gerne wenigstens Anhaltspunkte für eine Gewichtung der einzelnen Informationsteile.

2.2.3. Strukturiertheit von Stereotypen als Inhalte von Bedeutungsbeschreibungen

Die Idee, Stereotype für die Konzeption und Beschreibung von Wortbedeutungen – in unterschiedlicher Weise – in Betracht zu ziehen, hat in den achtziger Jahre in der Lexikologie und Wortsemantik große Beachtung gefunden. (Vgl. Lieb 1980; Petöfi 1981; Eikmeyer/Rieser 1981; Wol-ski 1981; Schwarze 1982, 1988; Eikmeyer 1983; Bosch 1985; Lutzeier 1981, 1985). Umso erstaunlicher ist es, daß das Interesse an der stereotypischen Konzeption von Wortbedeutungen für die Wörterbucharbeit relativ gering geblieben ist. (Vgl. zu einigen Aspekten und Vorbehalten: Rey/Delesalle 1979; Fradin/Marandin 1979; Geeraerts 1987)

Der Gedankengang, der Putnam zu seinem Bedeutungskonzept geführt hat, war – um das nochmal klarzustellen – ein (sprach)philosophischer, der von der Kritik an dem klassischen Verhältnis von Extension und Intension ausging. Das Ergebnis seiner Überlegungen ist bezüglich seiner Anwendbarkeit auf lexikologische (und lexikographische) Zwecke zu prüfen und gegebenenfalls zu präzisieren oder revidieren.

Auf die Fragwürdigkeit des Stereotypenbegriffs hinsichtlich der Strukturiertheit der einzelnen Beschreibungskomponenten war bereits hingewiesen worden. Damit hängen noch weitere Präziserungsanforderungen zusammen, die nachfolgend in drei Fragen zusammengefaßt sind:

- (1) Für welche Art von Wörtern, Lexemen einer Sprache ist der Stereotypenbegriff anwendbar?
- (2) Wie hängen die Kenntnisse und Meinungen, die in Stereotypen organisiert und damit in einer Sprachgemeinschaft als an ganz bestimmte Wortformen gebunden konventionalisiert sind, mit dem übrigen Weltwissen der Sprecher zusammen? Und damit auch die Frage:

- (3) Wie kann man zu Anhaltspunkten für die Gewichtung einzelner stereotypischer Beschreibungsbestandteile – abgekürzt: Merkmale – kommen?

Zu (1): Die Putnamschen Paradigmen für Stereotype waren Bezeichnungen für natürliche Arten und beiläufig auch Artefakte. Für alle synkategorematischen Ausdrücke kann man mit Sicherheit ausschließen, daß für sie eine stereotypisch organisierte Bedeutungsbeschreibung auch nur in Betracht gezogen werden könnte. Aber auch bei Lexemausdrücken, die den Wortklassen Substantiv, Adjektiv, Verb angehören, kann man nicht in allen Fällen von der Anwendbarkeit stereotypenbezogener Bedeutungsbeschreibungen ausgehen. Schwarze unterscheidet rein relationale, gemischt relationale und stereotypische Bedeutungen. (Vgl. Schwarze 1982, 14ff.) Rein relationale Bedeutungen sind solche, die entweder Relationen angeben wie *Vater*, *ähneln*, *haben*, *geben*, *bekommen*, *verlieren*, *vergrößern* usw. oder selbst durch Relationen definiert sind wie *Meter*, *Stunde*, *Dienstag*; gemischt relationale Bedeutungen haben Bezeichnungen für die Veränderung natürlicher Zustände, z.B. *aufwachen*, *töten*, Bezeichnungen für Ortsveränderungen durch Spezifizierung eines Verfahrens, z.B. zusammengesetzte Verben wie *ankleben*, *wegfliegen*, *vorbeikriechen*, sowie Bezeichnungen für die Negation einer positiven, unmarkierten Kategorie, wie z.B. *blind*, (= 'x sieht nichts'), *leer*, *krank*. Solche Ausdrücke sind in Komponenten zerlegbar wie:

Vater: x ist Vater von y $\rightarrow$
 zwischen x und y besteht ein Abstammungsverhältnis $\wedge$
 das Abstammungsverhältnis ist dezent von x zu y $\wedge$
 x ist männlich

(vgl. Schwarze 1982, 15)

Für einen Wörterbucheintrag wäre eine solche Komponentenanalyse oder Angabe von Bedeutungspostulaten – mal abgesehen von ihrer Darstellungsweise und Formulierung – sicher unbefriedigend, ohne daß man die gebotenen Informationen für unbrauchbar hielte. Wir wissen aber auch, daß 'Vater-sein' eine soziale Rolle beinhaltet, von der wir bestimmte Vorstellungen und Meinungen haben, wie sie normaler- oder typischerweise zu erfüllen ist. Man müßte also neben der relationalen Bedeutung noch ein Stereotyp explizieren, das sich auf diese soziale Rolle bezieht. Schwarze räumt ein, daß „... vielen relationalen Bedeutungen kein Stereotyp zugeordnet ist, daß jedoch manche von ihnen zusätzlich ein Stereotyp haben, das nicht ihre Verwendungsbedingungen angibt. Allenfalls kann ein solches Stereotyp eine zusätzliche Lesart begründen, wie es z.B. der Fall ist bei Vater: als Verwandtschaftsbeziehung ist Vater rein relational, als Bezeichnung für einen bestimmten Komplex von Verhaltensweisen und Einstellungen hat es eine Bedeutung, die auf dem Stereotyp von Vater beruht.“

(Schwarze, 1982, 13). Mir ist nicht klar, was Schwarze unter der Angabe der „Verwendungsbedingungen“ eines Ausdrucks versteht. Man wird wohl kaum leugnen wollen, daß die Verwendungsbedingungen von *Vater* in der Äußerung:

(i) Die Kinder brauchen wieder einen Vater

durch die Angabe des Vater-Stereotyps 'sorgt für/erzieht seine Kinder' spezifiziert werden können. Die in dem Stereotyp enthaltenen Prädikationen 'sorgt für y', 'erzieht y' beziehen sich aber notwendig auf die Person, die durch die relationale Bestimmung determiniert bzw. festgelegt ist, so daß **beides zusammengekommen** die beiden genannten Lesarten begründet:

Schema 4:

Wir haben es hier also mit einem Fall zu tun, wo die Gesamtbedeutung eines Wortes aus einer relationalen und einer stereotypischen Bedeutungskomponente zusammengesetzt ist. Gleiches gilt für eine Reihe anderer relational oder gemischt relational definierter Ausdrücke wie z.B. *blind*, *krank*, *Dienstag*.

Zur zweiten Frage: In welcher Weise hängen die Kenntnisse und Meinungen, die in Stereotypen organisiert und damit in einer Sprachgemeinschaft als an ganz bestimmte Wortformen gebunden konventionalisiert sind, mit dem übrigen Weltwissen der Sprecher zusammen? In der Putnamschen Konzeption sollen ja Stereotype die Praxis des Benennens und Zuordnens des Vorkommens von Gegenständen zu Gegenstandsklassen oder Kategorien begründen. Schwarze diskutiert im Zusammenhang mit der Frage nach Beschränkungen für Stereotype hinsichtlich deren Inhaltsreichtum das folgende Beispiel: „Jemand sieht auf einer nassen Asphaltstraße einen zerfließenden, in den Regenbogenfarben schillernden Fleck, und sagt: Das ist Benzin. Er kann dies nur deshalb sagen, weil er weiß, daß Benzin auf nassem Asphalt solche Flecken macht. Wenn der Stereotypenbegriff die Praxis der kategoriellen Zuordnung erklären soll, muß man zu 'Benzin' so komplexe stereotypische Eigenschaften ansetzen wie:

x bildet auf nassem Asphalt zerfließende, in den Regenbogenfarben schillernde Flecke.

Ich selbst würde zu einem eher weiten Stereotypenbegriff neigen, betrachte aber das hier angesprochene Problem als ungeklärt.“ (Schwarze 1982, 23).

Ein sprachliches Mittel, um geeignete Prädikationen für Bedeutungsbeschreibungen zu gewinnen, ist – sowohl mit Bezug auf Stereotypen als auch ganz allgemein in der Wortsemantik – in der Anwendbarkeit des *aber*-Tests gesehen worden. (Vgl. Eikmeyer 1983, für stereotypische Merkmale; Cruse 1986; Lakoff 1987) "For the diagnosis of expected, possible and unexpected traits, the *but*-test is extremely useful." (Cruse 1986, 17) Mit dem *Aber*-Text sollen also erwartbare und mögliche (?) Prädikationen über Bezeichnungsgegenstände als Merkmale für jeweilige Bedeutungsbeschreibungen gewonnen werden können. Als Beispiele können die folgenden dienen:

- (1) (a) er ist ein Hund, aber er **kann** nicht bellen
 (b) ? er ist ein Hund, aber er **kann** bellen
- (2) (a) ? er ist ein Hund, aber er ist nicht schwarz
 (b) ? er ist ein Hund, aber er ist schwarz
- (3) (a) er ist ein Elefant, aber er ist weiß
 (b) er ist ein Elefant, aber er ist klein

- (4) (a) sie ist eine Mutter, aber sie ist nicht Hausfrau
(b) ? sie ist eine Mutter, aber sie ist Hausfrau
- (5) (a) sie ist eine Mutter, und sie geht arbeiten
(b) ? sie ist eine Mutter, und sie geht nicht arbeiten
- (6) (a) er ist ein Radikaler, aber er ist nicht gewalttätig
(b) ? er ist ein Radikaler, aber er ist gewalttätig

Das Problem, das sich trotz der heuristischen Nützlichkeit solcher *aber-* (resp. *und-*) Tests immer noch stellt, ist jedoch folgendes: Selbst wenn man durch solche Tests ein Mittel an der Hand hat, Prädikationen von Bezeichnungsgegenständen bezüglich ihrer Erwartbarkeit (oder Assoziierungsmöglichkeit) zu sortieren, ist damit deren Zugehörigkeit zur Bedeutung(sbeschreibung) eines entsprechenden Ausdrucks noch lange nicht entschieden.

Vom Putnamschen Standpunkt aus betrachtet, könnte man gegen die Fragestellung nach der Zentralität bzw. dem Zugehörigkeitsgrad von Zuschreibungsinhalten zu Stereotype einwenden, daß sie für den Stereotypenbegriff insgesamt nicht relevant sei: Stereotype haben einen festen Kern, der häufig durch die Angabe eines kategorialindikator markiert werden kann, und unbestimmte Ränder. (Vgl. auch Schwarze, 1982, 22.; 1988, 148)

In dieser Sicht ist der Stellenwert bzw. Status von Stereotypen in ihrer Eigenschaft als die Kenntnisse, die einer Person zugeschrieben werden können (wenn man sagt, sie kenne die Bedeutung eines Wortes) der von Inferenzen bzw. von Induktionsprodukten, deren Funktion darin besteht, „... in Situationen, in denen keine direkte, d.h. situationsspezifische, Information zur Verfügung steht, diese Lücken vorläufig zu schließen, und zwar auf eine Weise, die so wenig wie möglich in die Irre führt. – Nun ist dies eine praktische Zielsetzung und Stereotype müssen entsprechend an praktischer Nützlichkeit orientiert sein.“ (Bosch 1985, 153.; zur praktischen Nützlichkeit (auch für Lexikographen) von Bedeutungsbeschreibungen durch Stereotype vgl. auch Schnelle 1979, 299/300)

In sehr ähnlicher Weise sieht auch Schwarze die Möglichkeit einer Lösung des Problems der Abgrenzung von Zuschreibungsinhalten für Stereotype in der praktischen Nützlichkeit: „Sie (die Frage nach der Abgrenzung, G.H.) ist (...) praktisch dadurch lösbar, daß man Algorithmen für das Sprachverstehen nur für thematisch beschränkte Bereiche und vielleicht auch nur für bestimmte Aufgaben und Operationen erstellen wird. In diesem Fall wird die Menge der zu erfassenden Inferenzen zumindest praktisch von der Aufgabenstellung her umrissen und kann begründet festgelegt werden.“ (Schwarze 1982, 27)

Für die Arbeit an Bedeutungswörterbüchern kann man aus den angestellten Überlegungen das folgende Fazit ziehen:

- (1) Bedeutungsbeschreibungen inform von Stereotypen enthalten einen festen Kern, der mehr oder weniger spezifiziert sein kann.
- (2) Darauf bezogen sind eine Reihe von weiteren stereotypischen Angaben, deren Auswahl an praktischen Zielsetzungen, d.h. an den Aufgabenstellungen der jeweils spezifischen Wörterbuchsorte orientiert ist.
- (3) Die stereotypischen Angaben, die nicht zum Kern gehören, sind auf Kontexte zu beziehen, die der jeweiligen Wörterbuchbasis – Textkorpora u.ä. – entnommen sind.
- (4) Die einzelnen stereotypischen Angaben stehen nicht unverbunden nebeneinander, sondern sind zueinander in Bezug zu setzen, sei es als miteinander konkurrierende, u.U. wertsetzende, als auseinander herleitbare oder als zunehmend spezifizierte Stereotype. (Vgl. auch Bosch 1985, 153).

Eine Möglichkeit, den vier Anforderungen gerecht werden, soll anhand zweier Wörterbucheinträge aus dem „Lexikon brisanter Wörter“ demonstriert werden, einmal dem Eintrag für **Intellektuelle(r)** und zum andern dem für **Alternative(r)**. Ich gebe zunächst den Eintrag für **Intellektuelle(r)** mit einigen interpretativen Zusätzen wieder (Strauß/Haß/Harras 1989, 181f.):

S₁ = Kern:

(Mit **Intellektuelle(r)** charakterisiert man) eine Person, die wissenschaftlich oder künstlerisch gebildet ist, geistig arbeitet und deren Lebensform im Unterschied zu der anderer Menschen besonders stark von Reflexion, theoretischer Erörterung und analytischem, kritischem Denken geprägt ist.

S₂ = Spezifizierung von S₁

Kennzeichnend für Intellektuelle ist, daß sie ihre Umwelt eher verstandesmäßig betrachten und eine Neigung zur kritischen Distanz gegenüber gesellschaftlichen Vorurteilen und Traditionen haben.

S₃ = Ableitung aus S₂

Häufig wird von den Intellektuellen daher behauptet, sie neigten in ihren Anschauungen dazu, den Verstandeskräften den Vorrang gegenüber Willen, Gemüt, Gefühl und dem Unbewußten sowie gegenüber dem praktischen Tätigsein zu geben.

S₄ = Spezifizierung von S₃

Dies führe dann oft zu der Überzeugung der Intellektuellen, daß sich menschliches Handeln, geschichtliche Vorgänge und geistige Schöpfungen hauptsächlich oder ausschließlich auf verstandesmäßige Erwägungen bzw. Ursachen zurückführen lassen.

S₅ = Ableitung von S₄

Aus einer solchen Auffassung abgeleitet, wird **Intellektuelle(r)** auch in abwertendem oder ironischem Sinn als Bezeichnung für einen einseitigen Verstandesmenschen oder einem übermäßig verstandesbetonten Menschen gebraucht. Dabei wird **Intellektuelle(r)** meist negativ assoziiert mit 'gefühlskalt', 'gefühlarm', 'gefühllos', 'empfindungslos', 'unsensibel' oder 'übertrieben rational (eingestellt)' (s. Belege:)

Kontexte:

1. Ein von Natur aus frostiger Mensch, ein Intellektueller.
2. Dank, ihr Götter. Wir haben einen lustigen Abend vor uns, da stören Weiher und Intellektuelle.
3. ... die toten Worte der Intellektuellen und die bunten Bilder des Fernsehens.
4. ... dieser Rundumschlag eines Intellektuellen, dem aus der Studienzeit die Liebe zum Theoretisieren ... geblieben ist.

S₇ = Spezifizierung von S₆

Die Kritik der Intellektuellen richtet sich in der Regel gegen die herrschenden Mächte, gegen gesellschaftliche Institutionen und Gruppen sowie gegen politische Handlungs- und Denkweisen, die nach ihrer Ansicht den gesellschaftlichen Fortschritt hemmen oder reaktionär und restaurativ wirken...

S₈ = zusätzliches Stereotyp (neuer Gesichtspunkt, bezogen auf S₁):

Ein besonderes Merkmal für die Stellung der meisten Intellektuellen in der Bundesrepublik ist ihre Außenseiterrolle. Sie sind institutionell meist nicht fest gebunden, weshalb sie gelegentlich auch mit dem leicht abwertenden Ausdruck *freischwebende Intelligenz* charakterisiert werden. Neben einer gewissen Organisationsfeindlichkeit und Institutionsmüdigkeit vieler Intellektueller, die um ihre individuelle Freiheit und Unabhängigkeit fürchten, ist dieser Umstand vor allem auf die – besonders in Deutschland – überkommene (schon im 19. Jh. entstandene) Meinung zurückzuführen, nach der der Intellektuelle 'nicht von dieser Welt' sei und Politik allein Sache der 'Praktiker' oder 'Pragmatiker' sein und bleiben müsse. Dieses Vorurteil (s. Beleg ...), hinter dem sich bestimmte Interessen verbergen, dient auch heute noch der öffentlichen Herabsetzung oder Diffamierung der Intellektuellen. Bezeichnungen wie *Querulanten* oder *Pinscher*, z.B. auch aus dem Mund von hohen politischen Repräsentanten, zeugen davon.

Kontexte:

1. die Intellektuellen sollen nicht bloß „hoch zu Pferde das Blümlein auf der Erde betrachten“, sondern sich für einige Jahre auf dem Lande oder in der Fabrik niederlassen.
2. wer die Massen verschreckt, sich im Grunde über sie erhebt und sich von der hohen Warte des Intellektuellen über sie lustig macht, der hat das Recht verwirkt, sich als Apostel des gesellschaftlichen Fortschritts aufzuspielen.
3. wie weit diese drei Romane ihrer Zeit voraus waren: in der politischen Diagnose, ihrer Skepsis gegenüber den Möglichkeiten der Intellektuellen in der Welt der Pragmatiker.
4. Selbstverständlich haben Philosophieprofessoren – wie Wissenschaftler und Intellektuelle – überhaupt keinen privilegierten Zugang zur Wahrheit.

Die Beziehung der einzelnen Stereotypen untereinander kann folgendermaßen veranschaulicht werden:

Schema 5:

Aus dem Schema wird ersichtlich, daß (wenn man die Interpretation des Lexikontextes in der angegebenen Weise akzeptiert) das Stereotyp S_2 mit seinen beiden Zuschreibungsinhalten 'verstandesmäßig (orientiert)' und 'kritisch' einmal zum wertenden Stereotyp S_5 'gefühlskalt...' und zum anderen zum Stereotyp S_7 'politische Einstellung: kritische Haltung gegenüber bestimmten bestehenden Gesellschaftsformen' führt, sowie daß die Stereotype S_6 und S_4 jeweils eine spezifizierende Zwischenstellung in dem Beziehungsgeflecht einnehmen. Die Unterscheidung zwischen Spezifizierung und Ableitung, die ich bei der Interpretation des Lexikontextes gemacht habe, läßt sich damit begründen, daß im zweiten Fall, dem der Ableitung, außer den angeführten Inferenzen zusätzlich allgemeine (Hintergrunds-) Werturteile ins Spiel kommen wie: 'Menschen, die hauptsächlich mit dem Verstand arbeiten, sind gefühlskalt' u.ä., d.h. die entsprechenden Stereotype sind über Klischeevorstellungen, also echte Stereotype im umgangssprachlichen Sinn, erschließbar.

Zum Abschluß der Überlegungen zur Bedeutungsbeschreibung mit Stereotypen noch ein Blick auf einen weniger komplexen Wörterbucheintrag, **Alternative(r)** (Strauß/Haß/Harras 1989, 422f.):

S_1 = Kern:

(Mit dem Ausdruck) (*die*) **Alternative(n)** charakterisiert man) eine bestimmte Gruppe und ihr zugeordnete Personen als Vertreter eines Weltbildes, in dem eine Vielzahl kritischer Gegenentwürfe zur bestehenden, als inhuman und naturzerstörend angesehenen Industriegesellschaft zusammenfließen und das sich somit vom Weltbild der übrigen, als „bürgerlich“ bezeichneten etablierten Parteien und gesellschaftlichen Gruppen bewußt abgrenzt.

S_2 = Spezifizierung von S_1 :

Dabei werden die Alternativen im politischen Spektrum der Bundesrepublik meist den Parteien „Die Grünen“, „Grün-Alternative Liste“ oder „Alternative Liste“ zugeordnet.

S_3 = 'Ernährungsverhalten'

...negativ wertend kann der Ausdruck **Alternative(r)** verwendet werden, wenn er in einem Text mit *Körnerfresser*, *Müslis*, *Ökofreak*, *Naturapostel*, *Selbstversorger* variiert wird, d.h. wenn die Charakterisierung von Personen durch solche Ausdrücke auf einzelne äußerliche Aspekte bzw. Attribute reduziert wird.

Auch dieser Wörterbucheintrag enthält ein spezifizierendes Stereotyp sowie ein Stereotyp, das einen zusätzlichen Gesichtspunkt 'Ernährungsverhalten' – unter dem Aspekt bestimmter Wortschatzrelationen – thematisiert.

Zu beurteilen, ob die hier vorgestellten Wörterbuchausschnitte die Forderung nach praktischer Nützlichkeit erfüllen, muß auch den Lesern überlassen bleiben. Wichtig war mir zu zeigen, wie man – unter dem Gesichtspunkt der Verknüpfung einzelner Stereotypen und dem der Kontextbezogenheit – auch dann zu einem in sich (diskursiv) strukturierten Wörterbuchein-

trag kommen kann, wenn man den Anspruch auf definitorische Beschreibung aufgibt. Praktische Nützlichkeit wäre schon dann erreicht, wenn die Leser nach solchen Wörterbuchlektüren in der Lage sind, die jeweiligen Wortverwendungsstrategien in entsprechenden Texten zu verstehen und zu durchschauen.

Ein heuristischer Anhaltspunkt für Zuschreibungsinhalte von Stereotypen als Induktionsprodukte – darauf hat Schwarze aufmerksam gemacht – bieten die Kategorialindikatoren der Bedeutungsbeschreibungen: Durch Merkmale wie 'Tier', 'Gegenstand', 'Artefakt', 'Handlung', 'Vorgang' usw. werden allgemeine Begriffsschemata vom Lexikon her zugänglich: „Ein allgemeines Begriffsschema ist ein Netz, das einem allgemeinen Konzept Parameter zuordnet. Diese Parameter sind an einem Begriff der vollständigen Information orientiert. Sie geben für jedes unter das allgemeine Konzept fallende speziellere Konzept an, zu welchen Punkten Information vorhanden sein muß, damit ein unter das spezielle Konzept fallender Sachverhalt voll spezifiziert ist.“ (Schwarze 1988, 148)

So enthält z.B. ein allgemeines Begriffsschema von *Handlung* die Parameter: 'Handelnder', 'Zweck', 'Ort', 'Zeit', für eine Unterklasse auch den von einer Handlung 'Betroffenen' und ein 'Instrument'. Das allgemeine Begriffsschema von Artefakt enthält Form, Größe, Farbe, Konsistenz, Funktion usw. Man könnte die Parameter solcher allgemeinen Begriffsschemata, die durch Kategorialindikatoren aufgerufen werden, als – freilich grobe – heuristische Anhaltspunkte dafür verstehen, was ein Stereotyp an Information jeweils liefern soll. Ein Merkmal wie 'Artefakt' würde dann über das Begriffsschema mögliche Fragen präfigurieren wie: welche Größe, Farbe, Funktion? usw., deren Beantwortung stereotypische Merkmale liefern könnte.

Mit solchen Fragen werden Gesichtspunkte thematisiert, unter denen Stereotype spezifiziert werden können. Lutzeier mißt solchen Gesichtspunkten nicht nur einen heuristischen, sondern auch einen bedeutungsstrukturierenden Wert bei: „Ein einzelner Sprachteilnehmer kann durchaus verschiedene Stereotypen mit dem selben Wort verbinden, je nach den Gesichtspunkten, die eine Rolle spielen. Man denke an das Substantiv **doktor** im Deutschen im medizinischen Sinne. Das Stereotyp, das ein Sprecher eines Idiolekt des Deutschen diesem Wort unter dem Gesichtspunkt >Status und Besitz< zuordnet, ist wahrscheinlich verschieden von dem Stereotyp, das dieser Sprecher diesem Wort unter dem Gesichtspunkt >berufliche Fähigkeiten< zuordnet. Den Status und Besitz berücksichtigend finden wir wahrscheinlich Eigenschaften wie >hoch angesehen<, >unverzichtbar für die Gesellschaft<, >hohes Einkommen erzielend<; für die beruflichen Fähigkeiten werden dagegen wohl Eigenschaften wie >hohe Belastbarkeit<, >in heiklen Situationen klaren Kopf bewahren<, >Interesse an Menschen< wichtig. Auch das Stereotyp für **pflaume** beim Gesichtspunkt >nicht rei-

fes Stadium< wird als Kriterium der Farbe >grünlich< liefern, während das Stereotyp für *pflaume* beim Gesichtspunkt >reifes Stadium< für die Farbe >dunkelblau<, >lila< bestimmt. Diese Möglichkeit, für einen Sprachteilnehmer mehrere Stereotype mit einem Wort zu verbinden, wobei die jeweilige Auswahl vom Gesichtspunkt, den Interessen usw. abhängt, möchte ich ausdrücklich zulassen." (Lutzeier 1985, 116/7)

Verschiedene Stereotype, die ein Sprecher mit einem bestimmten Wort seiner Sprache verbindet, sind demnach durch unterschiedliche Gesichtspunkte – und damit natürlich auch durch unterschiedliche Kontextualisierungsmöglichkeiten der Wörter – bedingt. Die Anordnung der einzelnen Stereotype ist bei einem individuellen Sprecher abhängig von seinen persönlichen Interessen: „Diese Interessen mögen etwa das Gewicht der einzelnen Gesichtspunkte bestimmen. Stereotype, die Resultate relevanterer Gesichtspunkte sind, sollten irgendwie >näher< liegen und die dadurch bestimmten typischen Beispiele einen größeren Vertrautheitsgrad aufweisen." (Lutzeier 1985, 120)

Die Bedeutung eines Wortes *w* als individuelle Bedeutung eines Sprechers *P* eines Idiolekt *S* wird von Lutzeier thesenhaft bestimmt als eine mentale Struktur über *P*-individuelle Stereotype. Die *P*-individuellen Stereotype sind die Teile der Struktur und die Beziehungen der Stereotype ergeben sich aus *Ps* Wissen über die Welt. (Vgl. Lutzeier 1985, 122)

Eine solche Bestimmung der Bedeutung kann allerdings nicht gleichgesetzt werden mit der Bestimmung der lexikalischen Bedeutung von Wörtern einer Sprache. Wir waren bereits bei der Erörterung der Putnamschen Überlegungen zum Bedeutungsbegriff auf Fälle gestoßen, in denen die individuellen Bedeutungen verschiedener Wörter als identisch angesehen werden können, z.B. bei *Ulme* und *Buche*, beide wiedergegeben durch 'Laubbaum'. Die sprachliche Arbeitsteilung, befreit von der Sonderstellung wissenschaftlicher Experten und deren Kenntnis und Identifikationsfähigkeit der 'wahren' Natur der Dinge, kann als ein Garant für die Überwindung solcher mangelhafter individueller Stereotype betrachtet werden: Trotz mangelnden Wissen darüber, *was* Buchen von Ulmen unterscheidet, ist allen oder doch den meisten Sprechern des Deutschen bewußt, *daß* es einen Unterschied zwischen den beiden Bäumen gibt. Das bedeutet auch: Ihre identischen Stereotype sind unterschiedlich organisiert bzw. einander zugeordnet: Bei *Buche*: 'verschieden von Ulme', bei *Ulme*: 'verschieden von Buche'. (Vgl. auch Schwarze 1982, 25; Eikmeyer 1983, 42; Lutzeier 1985, 121)

Für eine Bestimmung der lexikalischen Bedeutung von Wörtern einer Sprache spielt also die Verbindlichkeit von Stereotypen sowie der diese spezifizierenden Gesichtspunkte eine wesentliche Rolle. Entsprechend formuliert Lutzeier seine These zur lexikalischen Bedeutung: „Die Bedeutung von (ei-

nem Wort) w' in (einer Sprache) S' hat eine Struktur über von (der Sprachgemeinschaft) X als verbindlich angesehenen Stereotypen. Diese Stereotypen sind die Teile der Struktur und die Beziehungen der Stereotypen ergeben sich aus für X relevanten Gesichtspunkten entsprechend dem Wissenstand von X " (Lutzeier 1985, 128).

In dieser Sicht lassen sich die Beschreibungen der einzelnen Stereotype auch als Merkmalsbeschreibungen oder Komponentenanalysen interpretieren. „Andererseits darf man sich natürlich keine Illusion darüber machen, daß die aus solchen Merkmalsbeschreibungen stammenden Stereotypen meist nicht über die Ansprüche individueller Stereotypen hinausgehen, insofern sie nämlich nur die normalen Mitglieder charakterisieren. Das sollte niemand überraschen, jede Beschreibung ist ja von Individuen gemacht und in die Beschreibung fließt in erster Linie die natürliche Interpretation des jeweiligen Individuums. Deshalb müssen selbst Wörterbucheinträge mit etwas Vorsicht verwendet werden, obwohl man von ihnen schon erwarten würde, daß sie einige der in der Sprachgemeinschaft als verbindlich angesehene Stereotypen anführen" (Lutzeier 1985, 129).

Bevor ich zu einem Fazit der gesamten Stereotypendiskussion komme, noch zwei kritische Anmerkungen zur Konzeption des Lutzeierschen Bedeutungsbegriffs. Sie betreffen einmal das Problem der Isolierung bzw. Bündelung von Gesichtspunkten, unter denen Stereotype spezifiziert werden können, zum andern das Problem der sozialen Verbindlichkeit von Stereotypen. Zum ersten Problem: In der Bedeutungskonzeption Putnams enthält die Normalform-Beschreibung der Bedeutung von *Wasser* einmal den Kategorialindikator bzw. semantic marker: 'Flüssigkeit' (resp. 'natürliche Art') und zum andern das Stereotyp: 'farblos, durchsichtig, ohne Geschmack, durstlöschend, etc.'. (Vgl. Putnam dt. 1979, 94) Das Stereotyp ist ganz offensichtlich eine Konjunktion von Zuschreibungsinhalten, die sich aus der Einbeziehung mehrerer unterschiedlicher Gesichtspunkte wie 'Aussehen', 'Geschmack', 'Funktion' ergibt. Die Konzeption Lutzeiers – einschließlich seiner Beispiele wie **doktor** und **pflaume** – läßt demgegenüber den Schluß zu, daß jeder einzelne unter einem bestimmten Gesichtspunkt gewonnene Zuschreibungsinhalt ein je eigenes Stereotyp ergibt, z.B. für *Wasser*:

- S_1 für Gesichtspunkt 'Aussehen' = 'farblos'
- S_2 für Gesichtspunkt 'Geschmack' = 'ohne Geschmack'
- S_3 für Gesichtspunkt 'Funktion' = 'durstlöschend'

Diese Konzeption – so nützlich sie für die Beschreibung von Wortschatzrelationen, z.B. Wortfeldern, auch ist (vgl. Lutzeier 1981) – birgt mit Bezug auf die lexikalische Bedeutung als ganze ein beträchtliches heuristisches wie auch strukturelles Problem: Es bleibt unklar, worauf die jeweiligen Gesichtspunkte bezogen werden sollen, z.B. der Gesichtspunkt >nicht rei-

festes Stadium<. Intuitiv – dies räumt auch Lutzeier ein – würde man antworten wollen, daß sie auf ein Ganzes, eine ganzheitliche Vorstellung, bezogen sind, die dann unter den besonderen Gesichtspunkten spezifiziert oder auch revidiert wird. Das heißt, der Gesichtspunkt >nicht reifes Stadium< wird auf das ganzheitliche Konzept von Pflaume bezogen, das in etwa so wiedergegeben werden kann: 'eiförmige Frucht mit festem Kern'. Unter der – wie ich meine, notwendigen – Bedingung, daß der Bezugsgegenstand von Gesichtspunkten für die Gewinnung von Stereotypen selbst durch ein Stereotyp repräsentiert ist, das aus mehreren Zuschreibungsinhalten (Merkmale, stereotypischen Eigenschaften) zusammengesetzt sein kann, halte ich die Möglichkeit der Strukturierung von Stereotypen mittels der Angabe von Gesichtspunkten für methodisch sinnvoll und hilfreich, besonders auch für lexikographische Zwecke. Ein Beispiel hierfür habe ich im Zusammenhang mit der Erörterung des Wörterbucheintrags **Intellektuelle(r)** gegeben.

Das zweite Problem betrifft das Postulat der sozialen Verbindlichkeit von Stereotypen und damit auch die Frage nach den relevanten Gesichtspunkten. Bei Bezeichnungen für natürliche Arten und Artefakte wird man sich vermutlich sehr leicht auf solche gesamtgesellschaftlich als relevant angesehenen Gesichtspunkte wie 'Nützlichkeit', 'Funktion' einigen können. Problematischer wird es jedoch bei sprachlichen Ausdrücken, mit denen wir über Gefühle, ideologische und politische Einstellungen, kulturelle Gegenstände, ästhetische Maßstäbe u.ä. reden. Ich will mit diesem Einwand – dies sei betont, um Mißverständnissen zuvorzukommen – nicht behaupten, daß die Bedeutungen solcher Ausdrücke nicht mit Stereotypen beschrieben werden könnten – das Gegenteil wurde hoffentlich am Beispiel von **Intellektuelle(r)** deutlich! –, meine Skepsis bezieht sich allein auf Lutzeiers – zumindest mißverständlich formulierten – Anspruch auf „von der Sprachgemeinschaft X als verbindlich angesehen“ sowie auf „für X relevanten Gesichtspunkte“. Lutzeier räumt selbst ein, daß es innerhalb einer Sprachgemeinschaft „einflußreiche Gruppen“ geben kann, deren Stereotype sich als für die Gemeinschaft verbindlich durchsetzen können. (Vgl. Lutzeier, 1985, 128) Darüber hinaus sollte man auch gruppenspezifische Stereotype als Konstituenten von lexikalischen Bedeutungen von Wörtern gerade aus ideologiebezogenen oder kulturspezifischen Wortschatzbereichen zulassen und damit auch die innerhalb einer Gemeinschaft mögliche Konkurrenz von unterschiedlichen Stereotypen in der Beschreibung der Bedeutung selbst berücksichtigen.

Fassen wir jetzt abschließend die Ergebnisse der Diskussion über die Strukturiertheit von Stereotypen als Inhalte von Bedeutungsbeschreibungen zusammen:

(1) Stereotype als Inhalte von Bedeutungsbeschreibungen kommen vor allem für Bezeichnungen natürlicher Arten und Artefakte, aber auch für

Ausdrücke des ideologischen, emotiven und kulturspezifischen Wortschatzes in Betracht.

(2) Ausdrücken mit nicht-stereotypischer, relationaler Bedeutung können darüber hinaus Stereotype, z.B. unter dem Gesichtspunkt >soziale Rolle<, zugeordnet werden. Sie sind auf den relational bestimmten Referenten des Ausdrucks bezogen. Die relationale und die stereotypische Bedeutungskomponente legen zusammen die Gesamtbedeutung des Ausdrucks fest und begründen seine unterschiedlichen Lesarten.

(3) Stereotype sind Induktionsprodukte. Ihre Beschreibungen enthalten einen festen Kern, der mehr oder weniger spezifiziert sein kann, sowie weitere stereotypische Angaben, deren Auswahl an praktischen Zielsetzungen der Beschreibung orientiert ist.

(4) Die einzelnen Stereotype können einander zugeordnet sein, z.B. durch zunehmende Spezifizierung oder durch Ableitung (mit zusätzlichen Hintergrundüberzeugungen) oder sie können durch Gesichtspunkte in bezug auf das jeweilige Kernstereotyp bestimmt sein.

(5) Mit solchen Zuordnungen, die Systeme von Stereotypen festlegen, werden auch lexikalische Unterschiede wie Ambiguität und Polysemie integriert, indem für verschiedene Lesarten eines Ausdrucks jeweils verschiedene Stereotypen als verfügbar markiert werden. (Vgl. auch Bosch 1985, 153)

Putnams Stereotypenkonzept mit seinen dargestellten Charakteristika, allen voran dem der Kontingenz stereotypischer Merkmale hinsichtlich der Extensionsfestlegung eines sprachlichen Ausdrucks, wird häufig mit Ergebnissen verglichen, die in den siebziger und achtziger Jahren in der kognitiven Psychologie aus Untersuchungen gewonnen wurden, die sich mit Kategorisierungsprozessen bzw. Kategorisierungsurteilen beschäftigen. Darauf wollen wir im folgenden ausführlicher eingehen.

2.3. Kategorien und Wortbedeutungen

2.3.1. Kategorisierungsurteile

Die Ein- bzw. Zuordnung von einzelnen Dingen (Sachverhalten) in/zu einer bestimmten Kategorie gehört zweifelsohne zu unseren grundlegenden kognitiven Fähigkeiten: "There is nothing more basic than categorization to our thought, perception, action, and speech. Every time we see something as a *kind* of thing, for example a tree, we are categorizing. Whenever we reason about *kinds* of things – chairs, nations, illnesses, emotions, any kind of thing at all – we are employing categories. Whenever we intentionally perform any *kind* of action, say something as mundane as writing with a pencil, hammering with a hammer, or ironing clothes, we are using categories." (Lakoff 1987, 5/6.; vgl. auch Jackendoff 1983, 77f.)

Urteile, in denen solche Kategorisierungen (die natürlich nicht notwendigerweise verbal sein müssen) zum Ausdruck kommen, haben die folgende Form (vgl. Jackendoff 1983, 79):

Für:

a ist ein Hund

IST EINE INSTANZ VON $\left[\begin{smallmatrix} \text{DING TOKEN} \\ a \end{smallmatrix} \right]$, $\left[\begin{smallmatrix} \text{DING TYP} \\ \text{HUND} \end{smallmatrix} \right]$

Kategorisierungsurteile sind Äußerungen, deren Propositionen das Resultat eines Vergleichs von einer Instanz a mit einer Kategorie A darstellen. Da nun im wesentlichen von einem Input mit sensorischen Daten ausgegangen wird, muß der Mechanismus der Kategorisierung, als Prozess verstanden, auf der Ebene einer konzeptuellen Struktur angesiedelt werden, wo alle notwendigen Informationen zur Verfügung stehen. Das heißt auch: Sowohl das Einzelding a, die Instanz, die zugeordnet werden soll, als auch die Kategorie A, der a zugeordnet werden soll, sind Einheiten der konzeptuellen Ebene, und der Vergleich, dessen Resultat in dem entsprechenden Urteil ausgedrückt wird, findet zwischen zwei Konzepten, einem Token-Konzept und einem Typ-Konzept statt (vgl. Jackendoff 1983, 82/83):

a	A
[TOKEN] Konzept	[TYP] Konzept
DING	DING
EREIGNIS	EREIGNIS
HANDLUNG	HANDLUNG
LOKALITÄT	LOKALITÄT
.	.
.	.
.	.

IST EINE INSTANZ VON (a, A)

Da man nun alle möglichen neuen Dinge als Instanzen von bereits bekannten Typen kategorisieren kann, ist die interne Struktur eines Typs nicht als eine Art Liste aller bisher bekannten Tokens aufzufassen. Ein Typ kann zwar auch durch eine Reihe prominenter Tokens repräsentiert sein, aber der Kategorisierungsprozeß muß über diese Anhaltspunkte hinaus auf Prinzipien zurückgreifen, die kreativ angewendet werden können, um x beliebige neue Tokens zu kategorisieren. Darüber hinaus können auch alle möglichen neuen Typen-Konzepte entwickelt werden, z.B. über Ähnlichkeitsbegriffe wie 'ALL DIE DINGE WIE X'. Diese können dann ihrerseits zur Kategorisierung von allen möglichen Tokens verwendet werden. Die Kreativität, die in Kategorisierungsprozessen zum Ausdruck kommt, zeigt, daß auch Tokenkonzepte nicht als eine Liste aller Typen, von denen sie Instanzen

sind, aufgefaßt werden können. (Vgl. Jackendoff 1983, 82f.)

Für ein Kategorisierungsurteil der Form

a ist eine Instanz von A oder

a ist ein A

bedeutet dies: Da ein Token keine Liste von Typen ist, kann das Urteil auch nicht als das Ergebnis einer einfachen Überprüfung einer Inklusion bestimmt werden. Das Urteil 'a ist ein(e Instanz von) A' ist als Ergebnis einer Überprüfung der Kompatibilität der internen Strukturen von a und A aufzufassen. (Vgl. Jackendoff 1983, 83) Voraussetzung für eine solche Überprüfbarkeit ist die Annahme, daß die interne Organisation von Tokens und Typen gleich ist. Zugleich ermöglicht diese Voraussetzung die Annahme, daß man, um ein Typen-Konzept wie 'ALL DIE DINGE WIE X' entwickeln zu können, nur die interne Information über ein Token x in einen Typ X kopieren müsse. (Vgl. Jackendoff 1983, 84)

Typen-Konzepte, das ist das Fazit, das Jackendoff zieht, enthalten als Teil ihrer internen Struktur eine Menge von Prinzipien (Regeln oder Bedingungen), die kreative Kategorisierungen möglich machen. Diese Sicht entspricht in diesem Punkt noch der traditionellen Auffassung des Kategorisierungsprozesses. Kontrovers wird erst die Beantwortung der Frage, wie denn die Prinzipien (Regeln oder Bedingungen) aufzufassen seien. Um die, wie manche Psychologen und Linguisten wie Lakoff immer wieder betonen, 'revolutionäre' neue Auffassungen der menschlichen Kategorisierung besser würdigen zu können, ist es sinnvoll, zunächst nochmal die traditionelle Auffassung kurz zusammenzufassen.

2.3.2. Traditionelle Sicht der Kategorisierung

Nach Lakoff ist die traditionelle Sicht der Kategorisierung vor allem durch die folgenden Annahmen geprägt (vgl. Lakoff 1982, 12ff.; 1987, 5ff.; Jackendoff 1983, 77ff.; Smith/Medin 1981, 22f.):

(1) Die Annahme der klar bestimmten Abgrenzung:

Jedes Ding a ist oder ist kein Mitglied einer Kategorie A; es gibt keine Abstufungen oder Grenzfälle einer Mitgliedschaft zu einer Kategorie.

(2) Die Annahme der notwendigen und hinreichenden Bedingungen:

Es gibt notwendige und hinreichende Bedingungen dafür, daß etwas ein a, Mitglied einer Kategorie A, ist. Alle Mitglieder der Kategorie erfüllen diese Bedingung, indem sie notwendigerweise bestimmte Eigenschaften gemeinsam haben.

(3) Die Annahme der Uniformität von Kategoriensugehörigkeit:

Jedes Mitglied einer Kategorie erfüllt ausnahmslos die in (2) genannten Bedingungen. Es gibt keinerlei Unterschiede in der Kategoriensugehörigkeit.

(4) Die Annahme der Inflexibilität von Kategorien:

Kategoriengrenzen sind starr.

(5) Die Annahme der internen Definierbarkeit:

Da Kategorien nur über die Bedingung von notwendigen und hinreichenden Eigenschaften ihrer Mitglieder intern definiert sind, wird nichts über ihre Beschaffenheit als Kategoriensystem als ganzes ausgesagt, nichts über ihre Abgrenzung zu andern Kategorien und nichts über die Motivation ihrer Abgrenzung.

(6) Die Annahme inhärenter Eigenschaften:

Es wird ein Weltbild entworfen, in dem Gegenständen bestimmte Eigenschaften inhärent sind, durch die sie – einzeln und in ihren Relationen zueinander – objektiv – mit wahren oder falschen Urteilen – bestimmt werden können. "No, "psychological" properties or relationships which are not objective play a role: e.g. how things are perceived, how people interact with objects, what people's intentions are, what their mental images are, etc." (Lakoff 1982, 15)

(7) Die Annahme des Reduktionismus:

Die Bedeutung komplexer Ausdrücke ist zurückführbar auf die Bedeutung einfacher Ausdrücke zusammen mit Kombinationsprinzipien. Es gibt primitive Prädikate, denen primitive Kategorien entsprechen.

2.3.3. Die Widerlegung der traditionellen Sicht: natürliche Kategorien und Wortbedeutungen

Die Widerlegung oder doch zumindest starke Revidierung der traditionellen Sicht, die im wesentlichen durch die Psychologin E. Rosch und ihre Mitarbeiterinnen initiiert wurde, konnte an zwei Vorbildern anknüpfen, in denen bereits skeptische Zweifel an den herkömmlichen Auffassungen zur Kategorisierung zum Ausdruck kamen:

- einmal Wittgensteins Begriff der Familienähnlichkeit
- und zum anderen Berlin/Kays Untersuchung zu Basic Color Terms.

Zum ersten Vorbild, Wittgensteins Begriff der Familienähnlichkeit: Gegen die traditionelle Auffassung, daß allen möglichen Referenten eines sprachlichen Ausdrucks etwas 'gemeinsam' sein müsse, führt Wittgenstein bekanntlich im Paragraphen 66 seiner „Philosophischen Untersuchungen“ alle

Vorgänge vor Augen, die wir *Spiele* nennen: „66. Betrachte zum Beispiel einmal die Vorgänge, die wir >Spiele< nennen. Ich meine Brettspiele, Ballspiele, Kampfspiele usw. Was ist allen diesen gemeinsam? Sag nicht: „Es muß ihnen allen etwas gemeinsam sein, sonst hießen sie nicht >Spiele<“ – sondern *schau*, ob ihnen allen etwas gemeinsam ist. – Denn, wenn du sie anschaust, wirst du zwar nicht etwas sehen, was *allen* gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe. Wie gesagt: denk nicht, sondern schau! – Schau z.B. die Brettspiele an, mit ihren mannigfachen Verwandtschaften. Nun geh zu den Kartenspielen über; hier findest du viele Entsprechungen mit jener ersten Klasse, aber viele gemeinsame Züge verschwinden, andere treten auf. Wenn wir nun zu den Ballspielen übergehen, so bleibt manches Gemeinsame erhalten, aber vieles geht verloren. (...) Und so können wir durch die vielen, vielen anderen Gruppen von Spielen gehen, Ähnlichkeiten auftauchen und verschwinden sehen. Und das Ergebnis dieser Betrachtung lautet nun: Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und im Kleinen.

67. Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort >Familienähnlichkeiten<, denn so übergreifen und kreuzen sich verschiedene Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen: Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament etc. etc. – Und ich werde sagen: die >Spiele< bilden eine Familie.“ (Wittgenstein 1971, 48/9)

Das Wittgensteinsche Beispiel widerlegt die klassische Auffassung zunächst in dem Punkt, daß es keine Eigenschaften gibt, die allen Mitgliedern der Kategorie Spiel, oder allen Referenten des Ausdrucks *Spiel*, gleichermaßen zukommen; vielmehr hat man es mit einer komplexen Infrastruktur einer Kategorie zu tun, in etwa so:

Schema 6:

Zum andern bezweifelt Wittgenstein im Kontext seines Spiel-Beispiels auch die Annahme von festen Kategoriengrenzen: „68. (...) Wie ist denn der Begriff des Spiels abgeschlossen? Wo ist noch ein Spiel und wo ist keines mehr? Kannst du die Grenzen angeben? Nein. Du kannst welche *ziehen*: denn es sind noch keine gezogen.“ (Wittgenstein 1971, 49)

In ihrer Untersuchung zu Farbbezeichnungen im Zusammenhang mit der Frage, ob durch verschiedene Sprachen bzw. die in ihnen verfügbaren Farb-

ausdrücke das Farbspektrum willkürlich oder nach einer bestimmten Ordnung aufgeteilt wird, fanden Berlin/Kay (1969) heraus, daß es in jeder Sprache so etwas gibt wie Basis-Farbausdrücke (basic color terms), die durch folgende Charakteristika bestimmt sind:

- Sie bestehen aus einem einfachen Lexem wie *green*, *blue* usw.
- Die Farbe, die von dem sprachlichen Basisausdruck bezeichnet wird, ist nicht in einer anderen Farbe enthalten, wie z.B. violett.
- Die Verwendung der Farbausdrücke ist nicht auf bestimmte Objektbereiche beschränkt, wie z.B. *blond*.
- Die Ausdrücke sind weitverbreitet und in der Sprachgemeinschaft allgemein bekannt.

Solche Basis-Farbausdrücke wie *rot*, *grün*, *blau* usw. bezeichnen Basis-Farbkategorien, die universell zentrale Mitglieder haben, z.B. gibt es immer eine psychologisch reale Kategorie rot mit einem "focal red" als bestem Beispiel. Die Farbkategorien, die insgesamt bezeichnet werden können, sind im Englischen vollständig durch die Ausdrücke *black*, *white*, *red*, *yellow*, *green*, *blue*, *brown*, *purple*, *pink*, *orange*, *gray* repräsentiert. Daneben gibt es zahlreiche Sprachen, in denen weniger Farbkategorien als die genannten elf durch einfache sprachliche Ausdrücke bezeichnet werden; in diesen Fällen stellen die vorfindlichen Bezeichnungen Namen für Bündel von Basis-Farbkategorien dar wie z.B. ein Name für blau und grün, ein Name für rot und orange und gelb usw. Wenn eine Sprache nur zwei Basis-Farbausdrücke hat, sind dies Äquivalente für schwarz und weiß, mit der Bündelung von schwarz, blau, grün und grau für das Äquivalent für schwarz und der Bündelung von weiß, gelb, orange und rot für das Äquivalent für weiß. Wenn in einer Sprache über diese beiden Ausdrücke hinaus noch einer zur Verfügung steht, dann ist er immer ein Äquivalent für rot; ein vierter zur Verfügung stehender Ausdruck ist immer ein Äquivalent von entweder gelb oder blau oder grün.

Insgesamt – dies ist das Ergebnis der Untersuchung von Berlin/Kay – gibt es eine Hierarchie der Verfügbarkeit von Farbbezeichnungen in einer Sprache hinsichtlich bestimmter Basis-Farbkategorien. Die Entdeckung einer solchen Systematik wurde möglich auf dem Hintergrund der Annahme, daß es universell für jede Basis-Kategorie bestimmte ausgezeichnete Beispiele, "focal colors", gibt und zwar unabhängig von den Bezeichnungsverhältnissen in einer jeweiligen Einzelsprache. (Vgl. auch Lakoff 1987, 26) So ist für Sprecher von Sprachen, die über Bezeichnungen für Farben im blau-Bereich verfügen, das Beispiel für diese Kategorie dasselbe Fokalblau wie für Sprecher, die für diesen Farbbereich keine eindeutigen Bezeichnungen haben.

Die Existenz von Fokalfarben spricht gegen die traditionelle Annahme der Uniformität von Kategorien: Einige Mitglieder einer Kategorie sind bes-

sere Beispiele für sie als andere, es gibt zentrale Mitglieder. Andererseits geben zentrale Mitglieder keine Anhaltspunkte für die Abgrenzung von Kategorien: Das spricht gegen die traditionelle Annahme der Inflexibilität von Kategorien.

Die Arbeiten der Psychologin E. Rosch, deren Resultate bzw. ihre Interpretation häufig mit dem Etikett 'Prototypentheorie' oder 'Prototypensemantik' versehen wurden, sind mehrheitlich als geeignet angesehen worden, die klassische Sicht der Kategorisierung in die Richtung der Wittgensteinschen Auffassung der Familienähnlichkeit sowie die der Berlin/Kayschen Ergebnisse zu Basis-Farbausdrücken zu revidieren oder gar zu deren Gunsten gänzlich aufzugeben.

Wenn ich im folgenden einen kurzen Abriß dessen gebe, was von Roschs Arbeiten und deren Ergebnissen für eine neue, nicht klassische Auffassung der Kategorisierung und damit auch der Auffassung von der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke eine Rolle gespielt hat, dann geschieht dies unter sprachlichen resp. sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkten. Das heißt auch, über den Stellenwert und die Angemessenheit bestimmter, von Rosch verwendeter psychologischer Tests kann ich nichts sagen. Soweit ich sehe, sind diese auch weniger kontrovers diskutiert worden als die Interpretationen der Ergebnisse der Arbeiten von Rosch bzw. die Schlüsse, die aus ihnen gezogen wurden. (Vgl. z.B. Smith/Medin 1981; Coleman/Kay 1981; Rey 1983; Jackendorf 1983; Fauconnier 1985; Lakoff 1982; 1987; Mervis 1987; McCauley 1987)

Die in den siebziger Jahren gewonnenen Resultate der Arbeiten Roschs (Rosch 1975; 1977; 1978; Mervis/Rosch 1975; 1981) lassen sich folgendermaßen zusammenfassen (vgl. dazu auch die instruktiven Überblicke in Lakoff 1982 sowie 1987):

(1) Kategorien haben bestimmte Mitglieder, die als repräsentativer angesehen werden als andere, z.B. – dies ist das von Psychologenseite immer wieder bemühte Beispiel! – ist ein Rotkehlchen für einen Amerikaner ein repräsentativeres Beispiel für die Kategorie Vogel als ein Huhn oder ein Pelikan (bei uns wäre das wohl eher der Spatz!). Die als am repräsentativsten angesehenen Mitglieder einer Kategorie werden auch **Prototypen** genannt.

(2) Dementsprechend ist Kategorienzugehörigkeit keine Sache von notwendigen und hinreichenden Bedingungen, sondern bestimmt durch Bündelungen von Eigenschaften, die die repräsentativsten Kategorienmitglieder charakterisieren, wobei aber keine dieser Eigenschaften notwendig und hinreichend für die Kategorienfestlegung sein muß. (Dies erinnert an die Putnamschen Stereotypen) Es ist möglich, daß keines der Mitglieder einer Kategorie alle in einer Bündelung zusammengefaßten Eigenschaften aufweist; einige Eigenschaften können jedoch wichtiger sein als andere.

(3) Repräsentative Mitglieder einer Kategorie dienen als kognitive Referenzpunkte für Inferenzen.

(4) Kategoriengrenzen sind unbestimmt, d.h. es gibt neben den Zugehörigkeitsurteilen 'gehört dazu' und 'gehört nicht dazu' auch solche wie 'unbestimmt', 'weder noch' 'bis zu einem gewissen Grad' usw.

(5) Die Eigenschaften der repräsentativen Mitglieder bestimmen nicht die Kategorienzugehörigkeit insgesamt: Hühner, Pelikane, Vogel Strauße und ähnliches Getier sind ebenso Vögel wie Rotkehlchen oder Spatzen.

(6) Bestimmte Kategorien sind grundlegender, "more basic", als andere; es handelt sich dabei um sogenannte "Basic Level"-Kategorien, die durch einfache Lexeme bezeichnet werden und in taxonomischen Hierarchien in der Mitte liegen, wie z.B.:

übergeordnete Kategorie	FRUCHT	MÖBEL
Basic Level Kategorie	APFEL	STUHL
untergeordnete Kategorie	GRANNY SMITH	SCHAUKELSTUHL

Auf dieser Ebene von Kategorien ist ein Großteil unseres Wissens in der Weise organisiert, daß solche Kategorien durch Konfigurationen von Teilen ihrer Mitglieder repräsentiert sind. Diese Teile werden im wesentlichen als diejenigen Komponenten einer ganzheitlichen Gestalt begriffen, die im praktischen Umgang mit den entsprechenden Dingen sowie in der Interaktion einer Sprach- und Kulturgemeinschaft eine prägende Rolle spielen: "The configuration of parts determines the shape of objects to a large degree, so that objects sharing the same parts have similar shapes. Similarly, since we typically interact with the parts of an object (we grasp handles, sit on seats, etc.), objects having the same parts are interacted with in the same way." (Tversky 1986, 70)

Im Unterschied zur klassischen Annahme der inhärenten Eigenschaften von Kategorienmitgliedern sind solche Basic Level-Kategorien "human sized": "They depend not on objects themselves, independent of people, but on the way people interact with objects: the way they perceive them, image them, and use motor actions on them. The relevant properties clustering together to define such categories are not inherent to the objects, but are interactional properties, having to do with the way people interact with objects." (Lakoff 1982, 18 und 1987, 51)

Die genannten Untersuchungsergebnisse sind im Laufe der Arbeiten von Rosch und ihren Mitarbeiterinnen unterschiedlich interpretiert worden. Die unterschiedlichen Interpretationen beziehen sich im wesentlichen auf die Auffassung des kognitiven Status von Prototypen bzw. der Prototypikalität zentraler, repräsentativer Mitglieder einer Kategorie. (Vgl. dazu auch den Überblick bei Lakoff 1987, 42/43) Während Rosch noch zu Beginn ihrer Untersuchungen der Meinung war, daß die von ihr beobachteten pro-

totypischen Effekte, die in der Orientierung an zentralen, repräsentativen Mitgliedern einer Kategorie für die Beurteilung der Kategorienzugehörigkeit einer bestimmten Instanz zum Ausdruck kommen, sowohl die Struktur von Kategorien als ganze bestimmen als auch mentale Repräsentationen von Kategorien darstellen, distanzierte sie sich in den späten siebziger Jahren zunehmend von diesen Ansichten:

"The pervasiveness of prototypes in real-world categories and of prototypicality as a variable indicates that prototypes must have some place in psychological theories of representation, processing, and learning. However, prototypes themselves do not constitute any particular model of processes, representation, or learning. This point is so often misunderstood that it requires discussion:

1. To speak of a prototype at all is simply a convenient grammatical fiction; what is really referred to are judgements of degree of prototypicality. (...) For natural-language categories, to speak of a single entity that is the prototype is either a gross misunderstanding of the empirical data or a covert theory of mental representation.

2. Prototypes do not constitute any particular model for categories. What facts about prototypicality do contribute to processing notion is a constraint – processing models should not be inconsistent with the known facts about prototypes. (...)

3. Prototypes do not constitute a theory of representation for categories. (...) The facts about prototypes can only constrain, but do not determine, models of representation. A representation of categories in terms of conjoined necessary and sufficient attributes alone would probably be incapable of handling all of the presently known facts, but there are many representations other than necessary and sufficient attributes that are possible.

4. Although prototypes must be learned, they do not constitute any particular theory of category learning."

(Rosch 1978, 40/41)

Prototypische Effekte können sowohl bei Kategorien mit fließenden Grenzen wie z.B. 'großer Mann' als auch bei Kategorien mit festen Grenzen wie 'Vogel' auftreten; es ist daher zu erwarten, daß sie aus unterschiedlichen Faktoren resultieren, z.B. bei Kategorien mit fließenden Grenzen aus Graden der Kategorienzugehörigkeit, bei Kategorien mit festen Grenzen aus Faktoren, die in der internen Kategorienstruktur zu suchen sind. (Vgl. Lakoff 1987, 45)

Ein interessantes Beispiel von interner Kategorienstruktur gibt Lakoff, der sich auf Untersuchungen zu einer australischen Aborigine-Sprache, dem Dyirbal, bezieht, die von Dixon stammen. (Vgl. Dixon 1982; Lakoff 1987, 92ff.) In dieser Sprache muß jedem Nomen ein klassifikatorischer Ausdruck vorangehen, der eine Variante der folgenden vier Wörter darstellt: *bayi*, *balan*, *balam*, *bala*. Mit diesen Wörtern werden alle Gegenstände im Kommunikationsuniversum des Dyirbal klassifiziert; der korrekte Gebrauch von Nomina setzt eine entsprechend korrekte Verwendung jeweils passender

Klassifikationsausdrücke voraus. Laut Dixon werden mit ihnen u.a. die folgenden Gegenstände klassifiziert:

- I *bayi*: Männer, Känguruhs, Possums, die meisten Schlangen, einige Fische, Vögel, Mond, Sturm, Regenbogen, Bumerangs
- II *balan*: Frauen, Hunde, Stacheltiere, einige Fische, Vögel, Schlangen, Skorpione, Sonne, Feuer, Wasser...
- III *balam*: alle eßbaren Früchte und die sie tragenden Pflanzen, Farne, Honig, Zigaretten, Wein, Kekse...
- IV *bala*: Körperteile, Fleisch, Bienen, Wind, Bäume, Gras, Steine Geräusche und Sprache...

Da diese Zuordnungen – laut Dixon – nicht für jedes Ding einzeln gelernt werden, muß man allgemeine Prinzipien annehmen, die die Dyirbal-Kategorisierung steuern. Dixon zufolge gibt es ein einfaches produktives Basisschema, mit dem operiert wird, wenn keine Beschränkungen durch spezielle Prinzipien vorliegen. Das Basisschema ist das folgende:

- I *bayi*: (menschliche) männliche Wesen, Tiere
- II *balan*: (menschliche) weibliche Wesen, Wasser, Feuer, Kampf
- III *balam*: nicht fleischliche Nahrung
- IV *bala*: alles, was nicht in den anderen drei Klassen ist

So sind Männer, weil menschliche männliche Wesen, in Klasse I ebenso wie Känguruhs und Possums, weil Tiere, Frauen, weil menschliche weibliche Wesen, sind in Klasse II, ebenso wie Bäche und Tümpel, weil sie Wasser enthalten. Feigen sind in Klasse III, ebenso wie der Feigenbaum. Bäume, die keine Früchte tragen, sind in Klasse IV, ebenso wie Felsgesteine und Sprache.

Neben diesen Basis-Kategorisierungen gibt es – laut Dixon – ein Prinzip, das Zusammenhänge zwischen menschlichen Erfahrungsbereichen herstellt: Wenn es einen Erfahrungsbereich gibt, der mit einem Gegenstand A assoziiert wird, dann werden die Gegenstände, die zu diesem Erfahrungsbereich gehören, derselben Klasse zugeordnet wie A.

So gehören Fische in die Klasse I, und Gerätschaften zum Fischfang sind in derselben Klasse, obwohl man sie eher in IV erwarten würde, da sie weder belebt noch eine Form von Nahrung sind.

Ein weiteres wichtiges Kategorisierungs-Prinzip der Dyirbal ist das – wie Lakoff es nennt – "myth-and-belief principle": Wenn ein Gegenstand A durch Mythos oder Glauben mit einem Gegenstand B in Zusammenhang gebracht wird, dann gehört A zur Klasse von B und nicht zur für A typischen Klasse. Z.B. sind die meisten Vögel in den Mythen der Dyirbal die

Geister toter Frauen und deshalb in Klasse II; ebenfalls nach mythischen Vorstellungen der Dyirbal sind Mond und Sonne Mann und Frau; daher gehört Mond zur Klasse I und Sonne zur Klasse II; die Sonne bringt das Feuer, daher ist dies ebenfalls in II. Wind ist in Klasse IV, aber Stürme und der Regenbogen sind den Mythen zufolge Männer und daher in I, usw.

Ein drittes Prinzip, das über dem Basisschema operiert, ist das Prinzip herausragender Eigenschaften: Wenn ein Gegenstand A eine besonders herausragende Eigenschaft hat, die die anderen Gegenstände der gleichen Klasse nicht haben, dann wird er einer anderen Klasse zugeordnet als diese. Eine herausragende Eigenschaft ist häufig 'Gefährlichkeit'. Z.B. sind Fische in Klasse I, der gefährliche Steinfisch aber in II; nicht eßbare Früchte und Pflanzen sind in IV, giftige in II, zusammen mit anderen gefährlichen Dingen usw.

Lakoff interpretiert die Dixonschen Untersuchungsergebnisse als "superb example of how human cognition works" (Lakoff 1987, 95) mit folgenden fundamentalen Charakteristika menschlicher Kategorisierungsleistungen:

(1) Das Charakteristikum der Zentralität bestimmter Mitgliedern:

Z.B. ist der Mond ein weniger zentrales Mitglied der Kategorie I als Männer; giftige Fische und die Sonne sind weniger zentrale Mitglieder der Kategorie II als Frauen.

(2) Das Charakteristikum der Verkettung ('chaining'):

Das zentrale Mitglied der Kategorie II, Frau, ist über mythische Vorstellungen mit der Sonne verknüpft, diese über Erfahrungsbereiche mit dem Feuer, welches seinerseits ebenfalls über wichtige Erfahrungsbereiche mit (anderen) gefährlichen Dingen wie Kampf und Krieg verknüpft ist. Wasser, mit dem man Feuer löschen kann, ist über einen Bereich praktischer Erfahrung mit Feuer verknüpft. Insgesamt ergibt sich für die Dyirbalsche balan-Kategorie die folgende Verkettungsstruktur:

Schema 7:

Eine solche Struktur ist – wie Lakoff betont – als analytische (Re-) Konstruktion eines außenstehenden Beobachters zu verstehen, d.h. mit ihr wird nicht beansprucht, daß den einzelnen Dyirbal-Sprechern die (re)konstruierte Verkettung bewußt sein muß, vor allem nicht, daß es für die Sprecher einen direkten Zusammenhang zwischen Frauen und gefährlichen Dingen gibt. (Vgl. Lakoff 1987, 100f.)

(3) Das Charakteristikum der Relevanz bestimmter Erfahrungsbereiche:

Gesellschaftlich wichtige Erfahrungsbereiche können Verbindungen zwischen Kategorienmitgliedern begründen.

(4) Das Charakteristikum idealisierter Weltmodelle:

Idealisierte Weltmodelle wie Mythen und kollektive Überzeugungen können Verbindungen zwischen Kategorienmitgliedern begründen.

(5) Das Charakteristikum von Restkategorien:

Konzeptuelle Systeme können Kategorien aufweisen, die all das enthalten, was nicht in den übrigen Kategorien des Systems ist. Solche Kategorien haben keine zentralen Mitglieder und keine Verkettungen.

(6) Das Charakteristikum der Unterschiedlichkeit von Kategorienmitglieder:

Kategorien als ganze müssen nicht durch gemeinsame Eigenschaften definiert sein: "There is no reason to believe that the Dyrbal find anything in common among women, fire, dangerous things, etc. Nor do they assume, so far as is known, that there is anything feminine about fire or danger, or anything fiery or dangerous about women." (Lakoff 1987, 96) Andererseits spielen gemeinsame Eigenschaften eine Rolle bei der Bestimmung eines Basisschemas innerhalb einer gegebenen Kategorie. z.B. eßbare Pflanzen, menschliche männliche Wesen, menschliche weibliche Wesen.

Das Dixon/Lakoffsche Beispiel ist besonders gut geeignet, die revidierte Roschsche Auffassung zu verdeutlichen, daß Prototypen, verstanden als (Beschreibungs)Konstrukte repräsentativer oder zentraler Mitglieder einer Kategorie, nicht eine jeweilige Kategorie als ganze repräsentieren müssen, daß sie aber – zusammen mit anderen Prinzipien der Verknüpfung durch bestimmte dominante gesellschaftliche Erfahrungsbereiche, kollektive Mythen oder Überzeugungen – für die Binnenstrukturierung einer Kategorie eine wichtige Rolle spielen können.

Wenn man nun die oben genannten Ergebnisse Roschs zusammen mit den Befunden zur Verkettungsstruktur von Mitgliedern einer Kategorie auf unsere Frage nach den Beschreibungsmöglichkeiten von (komplexen) Wortbedeutungen bezieht, kann man zunächst zwei differenzierende Feststellungen treffen, wobei die erste im Einklang mit der Putnamschen Stereotypenkonzeption steht:

(1) Wortbedeutungen können beschrieben werden, indem diejenigen Eigenschaften (Merkmale, Zuschreibungsinhalte, Prädikationen) angegeben werden, die dem jeweils typischen Vertreter derjenigen Kategorie oder Extension zukommen, die durch den entsprechenden sprachlichen Ausdruck festgelegt wird. Dies entspricht den Putnamschen Stereotypen mit der Möglichkeit des Kontrafaktischen von Zuschreibungsinhalten und dem damit verbundenen operationalen Aspekt von Bedeutungsbeschreibungen.

(2) Diejenigen Merkmale, die als prototypische verstanden werden können, sind auf dem Hintergrund möglicher zusätzlicher kollektiver Annahmen bzw. Überzeugungen, die innerhalb einer Kultur- und Sprachgemeinschaft vorherrschend sind, zu beurteilen: Solche Annahmen und Überzeugungen können dazu geeignet sein, die Extension eines bestimmten Ausdrucks als ganze festzulegen und als solche erklärbar zu machen.

In der lexikologisch-lexikographischen Literatur wird häufig die Ansicht vertreten, daß kognitionspsychologische Ergebnisse hinsichtlich Prototypikalität von Kategorienzugehörigkeit bzw. deren Binnenstrukturierung wie die hier erörterten keinen Beitrag leisten könnten zur konstruktiven Arbeit an Bedeutungsbeschreibungen im Wörterbuch, daß sie allenfalls In-

terpretationshilfen geben könnten für die Statusbestimmung der Beschreibungsinhalte. (Vgl. z.B. Wolski 1981; Schneider 1989; Wiegand 1989) Ich glaube, daß eine solch ablehnende Haltung in dieser undifferenzierten Weise nicht überzeugend vertreten werden kann. Um dies zu begründen und die Notwendigkeit zusätzlicher Differenzierungen zu verdeutlichen, werde ich zunächst auf eine Arbeit zurückgreifen, die von Coleman und Kay stammt und sich – unter der Perspektive der Anwendbarkeit der Roschschen Ergebnisse hinsichtlich Prototypikalität von Kategorienzugehörigkeit auf Wortbedeutungen – mit der Semantik des englischen Worts *to lie* beschäftigt. (Vgl. Coleman/Kay 1981)

Der Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Hypothese, daß "...a semantic prototype associates a word or phrase with a prelinguistic, cognitive schema or image; and that speakers are equipped with an ability to judge the degree to which an object (or, if you prefer, the internal representation thereof) matches the prototype schema or image." (Coleman/Kay 1981, 27) Ein solches Prototyp-Schema ist durch die folgenden Charakteristika, mit denen die wesentlichen Aspekte kognitionspsychologischer Ergebnisse erfaßt werden, gekennzeichnet (vgl. Coleman/Kay 1981, 27):

- (1) Das Schema enthält eine endliche Liste von Eigenschaften (Merkmalen).
- (2) Die Eigenschaften, die das Schema als Liste enthält, sind graduelle Eigenschaften, deren Zutreffen auf Vorkommensfälle von Lügen nicht ausnahmslos ja-nein-entscheidbar ist.
- (3) Insgesamt ist auch die Zugehörigkeit zur Kategorie lügen als eine graduelle zu bewerten.
- (4) Das Zutreffen aller Eigenschaften der Liste auf ein Mitglied der Kategorie sagt nicht notwendigerweise auch etwas aus über dessen Grad der Kategorienzugehörigkeit.
- (5) Das klassische Konzept notwendiger und hinreichender Eigenschaften von Mitgliedern einer Kategorie ist nicht anwendbar.

Die endliche Liste von Eigenschaften (Merkmalen) für die Bedeutung (bzw. die Verwendung) des Ausdrucks *to lie* als Repräsentation des Prototyp-Schemas sieht folgendermaßen aus (mit S für Sprecher, A für Adressat und p für den Inhalt der geäußerten Behauptung):

- (i) p ist falsch
- (ii) S glaubt, daß p falsch ist
- (iii) Indem S p äußert, beabsichtigt er, A zu täuschen

(vgl. Coleman/Kay 1981, 28).

Eine prototypische Lüge wäre demnach durch (i) Falschheit der Aussage, (ii) die Tatsache, daß sich der Sprecher dessen bewußt ist und durch (iii) seine Täuschungsabsicht charakterisiert.

Um den hypothetisch unterstellten unterschiedlichen Status der einzelnen Merkmale sowie deren Gewichtung zu eruieren, haben Coleman und Kay empirische Tests durchgeführt, die darin bestanden, Versuchspersonen Geschichten vorzulegen, in denen Lügenvorkommnisse in unterschiedlicher Weise thematisiert werden, und ihnen anschließend die Frage zu stellen, ob die jeweilige Geschichte eine Lüge enthält oder nicht. Zur Verdeutlichung der Art der vorgelegten Geschichten gebe ich im folgenden eine exemplarische Auswahl:

(1) Moe hat den Kuchen aufgegessen, den ihre Schwester für eine Freundin aufheben wollte. Sie fragt Moe: „Hast du den Kuchen aufgegessen?“ Moe sagt: „Nein.“

Hat Moe gelogen?

(2) Pigfat glaubt, daß er auf dem Weg zum Wettbüro am Konditor vorbei muß, aber er irrt sich: der Konditor ist umgezogen. Pigfats Mutter hält nichts vom Wetten. Als Pigfat das Haus verlassen will, fragt ihn seine Mutter: „Wo willst du hingehen?“ Pigfat antwortet: „Zum Konditor.“

Hat Pigfat gelogen?

(3) Eines Morgens wacht Katarina auf und erinnert sich, daß sie in der Schule eine Mathematikarbeit schreiben muß, für die sie nicht geübt hat. Sie will nicht zur Schule und sagt deshalb zu ihrer Mutter: „Ich bin krank.“ Beim Fiebermessen stellt sich zu ihrer eigenen Überraschung heraus, daß sie wirklich krank ist; im Lauf des Tages entpuppt sich ihre Krankheit als Masern.

Hat Katarina gelogen?

(4) Zwei Patienten warten darauf, in den Operationssaal geschoben zu werden. Der Arzt zeigt auf einen von ihnen und fragt: „Ist das der Blinddarm oder die Mandelentzündung?“ Die Schwester, die – obwohl sehr pflichteifrig – irrtümlicherweise die beiden Krankenblätter vertauscht hat, antwortet: „Der Blinddarm“, während der betreffende Patient in Wirklichkeit mit einer Mandelentzündung eingeliefert wurde.

Hat die Schwester gelogen?

(5) Schmallowitz ist zu einem Abendessen bei seinem Chef eingeladen. Nach einem unsäglich langweiligen Abend sagt er zu seiner Gastgeberin: „Danke, es war ein großartiger Abend.“ Er ist nicht der Auffassung, daß dem so war und will auch niemanden der Anwesenden davon überzeugen; er will nur der Frau seines Chefs etwas Nettes sagen, ohne daß er erwartet, diese glaube das, was er gesagt hat.

Hat Schmallowitz gelogen?

Die Ergebnisse der Untersuchung sind zusammengefaßt die folgenden: die einzelnen Merkmale (i) bis (iii) des Prototyp-Schemas sind ungleichgewichtig; (ii) – der Sprecher glaubt, daß p falsch ist – spielte bei allen Versuchspersonen die größte Rolle als Kriterium für die Beurteilung der vorgelegten Lügengeschichten, (i) – p ist falsch – spielte die geringste Rolle und (iii) – Indem S p äußert, beabsichtigt er, A zu täuschen – lag dazwischen. Insgesamt ergibt sich also hinsichtlich der Gewichtung von (i) bis (iii) als Kriterien für Kategorisierungsurteile die folgende Ordnung (vgl. Coleman/Kay 1981, 35):

- (i) S glaubt, daß p falsch ist
- (ii) Indem S p äußert, beabsichtigt er, A zu täuschen
- (iii) p ist falsch

Demnach ist die Moe-Geschichte ein besseres Beispiel für Lügen als die Schmallowitz-Geschichte, und die Katarina-Geschichte ist ein besseres Beispiel als die von der zerstreuten Krankenschwester, usw. Gegenüber diesen Resultaten mutet es seltsam an, daß Versuchspersonen, die nach einer Definition des englischen Nomens *lie* gefragt wurden, übereinstimmend sagten: „a lie is a false statement“ (vgl. Lakoff 1987, 72; in der Untersuchung von Coleman/Kay wird dies nur in einer Nebenbemerkung angedeutet)!

Lakoff erklärt diese Anomalie auf dem Hintergrund der Einbeziehung kollektiver Überzeugungen über die Kommunikationspraxis einer Sprachgemeinschaft, die er **idealisierte kognitive Modelle** (ICM = idealized cognitive models) nennt, und verweist dabei auf eine Arbeit von Sweetser. (Vgl. Lakoff 1987, 72f.; die Arbeit von Sweetser war mir nicht zugänglich) In unserem alltäglichen Kommunikationsverhalten gehen wir stillschweigend von der Gültigkeit eines idealisierten kognitiven Modells sozialer und sprachlicher Interaktion aus, das auf dem Griceschen Kooperationsprinzip aufbaut, im einzelnen (vgl. Lakoff 1987, 72):

MAXIME DER HILFSBEREITSCHAFT

Sprecher wollen sich gegenseitig helfen

(Dies ist die Lakoff/Sweetser'sche Version des Griceschen Kooperationsprinzips).

Darauf aufbauend die beiden ICMs:

(1) ICM DES GEWÖHNLICHEN KOMMUNIZIERENS:

- (a) Wenn ein Sprecher etwas sagt, dann beabsichtigt er zu helfen dann und nur dann, wenn er glaubt, was er sagt.
- (b) Ein Sprecher beabsichtigt zu täuschen dann und nur dann, wenn er nicht helfen will.

(2) ICM DES GERECHTFERTIGTEN GLAUBENS:

- (c) Der Sprecher hat angemessene Gründe für seinen Glauben.
- (d) Das, wofür ein Sprecher angemessene Gründe hat zu glauben, ist wahr.

Die beiden ICMs – zusammen mit der Maxime der Hilfsbereitschaft – bestimmen, laut Lakoff/Sweetser, einen Großteil dessen, was wir als normale Fälle des alltäglichen Kommunizierens betrachten, d.h. als Fälle, die keiner situationsspezifischen Beschränkung unterliegen. Die ICMs des gewöhnlichen Kommunizierens und des gerechtfertigten Glaubens haben jeweils eine innere Logik, und wenn man sie aufeinander bezieht, lassen sie einige interessante Schlüsse zu: aus (c) und (d) folgt beispielsweise, daß:

Wenn eine Person X glaubt, daß p, so hat X auch angemessene Gründe für p

und:

Wenn X angemessene Gründe für p hat, dann ist p wahr (wird p für wahr gehalten).

Daher gilt in der idealisierten Welt dieser ICMs:

Wenn X glaubt, daß p, dann ist p wahr

und umgekehrt:

Wenn p falsch ist, dann glaubt X nicht, daß p

Falschheit von p impliziert also – auf dem Hintergrund der Geltung der beiden ICMs – sowohl Fehlen des Glaubens, daß p, als auch die Täuschungsabsicht von S: Aus der Falschheit von p folgt fehlender Glauben von S, daß p. Auf dem Hintergrund von (1) (a) – wenn S sagt, daß p, dann beabsichtigt er zu helfen dann und nur dann, wenn er glaubt, daß p, – folgt aus der Falschheit von p, daß S nicht beabsichtigt zu helfen, und auf dem Hintergrund von (1) (b) – S beabsichtigt zu täuschen dann und nur dann, wenn er nicht helfen will – folgt die Täuschungsabsicht von S. Das heißt: aus der Definition der Lüge als falsche Aussage folgen die anderen Eigenschaften (Merkmale) des Lügens: "(...) the relative importance of these conditions is a consequence of their logical relations given these ICMs. Belief follows from a lack of intent to deceive and truth follows from belief. Truth is of the least concern since it is a consequence from the other conditions. Conversely, falsity is the most informative of the conditions in the idealized model, since falsity entails both intent to deceive and lack of belief. It is thus falsity that is the defining characteristic of a lie." (Lakoff 1987, 73)

Angesichts solcher Erklärungsversuche kann man sich natürlich fragen, welchen Status die ICMs des gewöhnlichen Kommunizierens und des gerechtfertigten Glaubens haben sollen – sind sie theoretische (Re)Konstruktionen oder empirisch fundierte Generalisierungen? Grice, auf den Lakoff verschiedentlich verweist, hat die Frage nach der Basis seines Kooperationsprinzips und den daraus abgeleiteten Konversationsmaximen so beantwortet:

"A dull but, no doubt at a certain level, adequate answer is that it is just a well recognized empirical fact that people DO behave in these ways; they have learned to do so in childhood and not lost the habit of doing so; and, indeed, it would involve a good deal of effort to make a radical departure from the habit. It is much easier, for example, to tell the truth than to invent lies. (Grice 1975, 48)

Grice stellt also seine Maximen auf eine empirische Basis; sie sind Generalisierungen über kommunikative Verhaltensweisen der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft unter der Bedingung der Gültigkeit des Rationalitätsprinzips (vgl. Grice 1975, 48). (Re)konstruktiv sind sie insofern, als ihre kanonische Formulierung das implizite Handlungs- bzw. Kommunikationswissen in Maximenform und damit zwangsläufig auch als Idealisierung expliziert. Lakoff selbst stellt weder die Frage nach dem Status der ICMs noch gibt er eine Antwort. Ich würde ihn analog zu Grice sehen, zumal die ICMs des gewöhnlichen Kommunizierens und des gerechtfertigten Glaubens mühelos als Korrelate der Griceschen Qualitätsmaxime und deren Untermaximen interpretierbar sind.

Wenn man nun diese Statusinterpretation von ICMs akzeptiert, kann man bezüglich ihrer Erklärungsleistung für die semantische Asymmetrie von *lügen* und *Lüge* das folgende Fazit ziehen:

- (1) ICMs bzw. Ausschnitte aus ihnen können die Dominanz bestimmter Merkmale oder das Auftreten bestimmter prototypischer Effekte steuern.
- (2) Die Dominanz bestimmter Merkmale, die prototypischen Effekte, sind in der internen Struktur der ICMs begründet.
- (3) Die einzelnen Merkmale der Bedeutungsbeschreibung sind vor dem Hintergrund der ICMs aufeinander beziehbar und miteinander zusammenhängend erklärbar.

Bevor wir auf die Konsequenz unserer angestellten Überlegungen für die lexikographische Praxis kommen, möchte ich an dieser Stelle noch kurz darauf hinweisen, daß die erörterte semantische Asymmetrie von *lügen* und *Lüge* in allen einbändigen Wörterbüchern ihren Niederschlag findet. Als Illustration drei Einträge:

E 1 (Wahrig):

Lüge *absichtlich falsche Aussage, Aussage zur bewußten Täuschung anderer*

lügen *Das Gegenteil der Wahrheit sagen, absichtlich Unwahres sagen, um andere zu täuschen*

E 2 (Handwörterbuch der Deutschen Gegenwartssprache)

Lüge *bewußt falsche Aussage zur Täuschung anderer*

lügen *wissentlich die Unwahrheit sagen*

E 3 (Duden Universalwörterbuch 1989)

Lüge *bewußt falsche, auf Täuschung angelegte Aussage*

lügen *bewußt und absichtsvoll die Unwahrheit sagen*

Nach dem, was wir bis jetzt erörtert haben, können wir die drei wiedergegebenen Wörterbuchartikel zueinander in Bezug setzend so interpretieren: in allen Einträgen E1 bis E3 wird zum Stichwort **Lüge** das komplette Prototyp-Schema mit den Merkmalen (i) bis (iii) – bzw. die ihnen entsprechende Information – angegeben, während zum Stichwort **lügen** jeweils nur Ausschnitte aus ihm zur Bedeutungserläuterung herangezogen sind: in E1 die Merkmale (i) und (ii), in E2 und E3 jeweils nur Merkmal (i), das ja auch in der Coleman/Kayschen Untersuchung als dominierendes ermittelt wurde. Vor dem Hintergrund der ICMs können die Merkmale 'Täuschungsabsicht des Sprechers' und 'Falschheit der Aussage' aus der Angabe 'bewußt/wissentlich/absichtlich die Unwahrheit sagen', was inhaltlich dem Merkmal (i) des Prototyp-Schemas entspricht, geschlossen werden. Anders gesagt: der Aspekt der adressatenbezogenen Wirkung der durch das Verb *lügen* benannten sprachlichen Handlung gehört offenbar – nach Auffassung der Artikelschreiber – zu den natürlichen Schlüssen, die sie ihren Lesern zumuten wollen oder doch – womöglich unbedacht – ihnen de facto zumuten.

Gegen diese Anlastung der Leserzumutung mit der damit verbundenen Forderung nach vollständiger semantischer Information auf dem Hintergrund der genannten ICMs könnte man nun einwenden, daß mit ihr gegen das Gebot der Informativität von Wörterbuchtexten verstoßen werde: solche kognitiven Modelle, die ja im Normalfall, d.h. ohne Kontext- und Situationsbeschränkungen, dominante Verwendungsweisen sprachlicher Ausdrücke steuern, sind nicht sprachspezifisch, sondern an Kulturgemeinschaften gebunden, die sprachlich differenziert sein können; für die beiden ICMs des gewöhnlichen Kommunizierens und des gerechtfertigten Glaubens ist sogar anzunehmen, daß sie universal sind – dies ist zumindest eine zulässige Interpretation der Griceschen Maximen. In einem (Sprach-) Wörterbuch, so könnte man argumentieren, haben sie bzw. ihre Explikation keinerlei Berechtigung; allenfalls können sie als Folie dienen für die Interpretation der in einem Wörterbuchartikel enthaltenen Informationen – dies war bereits als eine gängige Auffassung charakterisiert worden.

Sicherlich – um dies gleich vorweg zu sagen – fällt ein Plädoyer für die

Explizierung eines Hintergrundwissens inform von ICMs in einem konventionellen, alphabetisch angeordnetem Wörterbuch schwer, dies aber weniger aus Gründen der Nicht-Informativität oder Redundanz hinsichtlich des semantischen Kommentars zu einem bestimmten Stichwort, sondern zuallererst wegen der Unvermeidlichkeit notwendiger Wiederholungen der selben Information in einer Vielzahl von Wortartikeln. Es ist nämlich damit zu rechnen, daß sich der Geltungsbereich der beiden ICMs – mit unterschiedlicher Dominanz jeweils zutreffender Inferenzen – auf den gesamten Lexikonausschnitt erstreckt, der unter dem Gesichtspunkt „assertieren/Assertion“ organisiert werden kann, wie *behaupten*, *feststellen*, *informieren*, *mitteilen*, *erklären*, *verkünden* usw. – *lügen* ist schließlich ein Prädikat über behaupten (es ist zweifelhaft, ob man mit Fragen oder Auffordern lügen kann).

Trotz diesem – im wesentlichen allerdings darstellungstechnisch begründeten – Vorbehalt gegen die explizite Bezugnahme auf Hintergrundwissen inform von ICMs in einem Wörterbuchartikel möchte ich den Stellenwert solcher ICMs nicht nur als Folie zur Textinterpretation, sondern auch als eine zur Textstrukturierung hervorheben und im folgenden näher verdeutlichen. Die Funktion der beiden ICMs des gewöhnlichen Kommunizierens und des gerechtfertigten Glaubens bestand bei Sweetser/Lakoff ja darin, die Gewichtung der einzelnen Merkmale in dem Prototyp-Schema sowie ihren Zusammenhalt bzw. die Schemastruktur insgesamt zu erklären. Es liegt also nahe, die Möglichkeit zu prüfen, ob ICMs zumindest Anhaltspunkte liefern könnten zur Strukturierung und Anordnung einzelner Merkmale in semantischen Kommentaren von Wörterbuchartikeln. Am Beispiel von *lügen* hatten wir bereits gesehen, daß aus dem Merkmal (i) – S glaubt, daß p falsch ist (oder wörterbuchgerechter, 'wissentlich etwas sagen, was man für falsch hält') – alle anderen Merkmale folgen, wenn man die beiden ICMs konstruktiv mit einbezieht. Zur weiteren Verdeutlichung der genannten Möglichkeit seien drei Lexikoneinträge zum Stichwort *warnen* angeführt, also ebenfalls ein Ausdruck des kommunikativen Handelns, der – im Unterschied zu den bisher besprochenen – auch der Klasse der Direktiva zugeordnet wird.

E 4 (Wahrig)

warnen *von drohendem Unheil benachrichtigen, auf eine Gefahr hinweisen; drohend auffordern, von etwas abzulassen, etwas zu tun oder nicht zu tun;*

E 5 (Handwörterbuch der Deutschen Gegenwartssprache)

warnen 1.1. (...) jmdn. auf eine Gefahr, auf ein drohendes Unheil aufmerksam machen
1.2. jemd. durch Drohung auffordern, etw. Bestimmtes zu tun oder nicht zu tun

E 6 (Duden Universalwörterbuch, 1989):

- warnen** 1. auf eine Gefahr hinweisen
 2. jmdn. nachdrücklich, dringend (u. unter Drohungen, unter Hinweis auf mögliche unangenehme Folgen) von etw. abraten

Wenn man die hier wiedergegebenen semantischen Kommentare zu **warnen** miteinander vergleicht, werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede deutlich. Gemeinsam ist allen Einträgen E 4 bis E 6, daß in ihnen – auf dem Hintergrund der Searleschen Taxonomie von illokutionären Akten gesehen – drei illokutionäre Aspekte thematisiert werden. Searle selbst hat verschiedentlich den Unterschied der Klassifikation von Sprechakten einerseits und Sprechaktverben andererseits hervorgehoben, vor allem auch mit dem Argument, daß "(...) some verbs can take more than one illocutionary point. Consider "warn" and "advise". (Searle 1979, 28) Die in E 4 bis E 6 thematisierten illokutionären Aspekte ("points") sind:

- (1) ein assertiver Aspekt, ausgedrückt durch *benachrichtigen*, *hinweisen*, *aufmerksam machen*;
- (2) ein direktiver Aspekt, ausgedrückt durch *auffordern*, *abrat*en;
- (3) ein kommissiver Aspekt, ausgedrückt durch *drohend*, *Drohung*.

Wir erhalten damit für das Verb *warnen* den folgenden Sprechakt- oder Illokutionszusammenhang (vgl. auch Verschueren 1980, 36):

Schema 8:

Der Unterschied, der in E 4 bis E 6 deutlich wird, betrifft die Anordnung (oder Mikrostruktur) der Informationen, die gerade durch (1) bis (3) expliziert wurden: in E 4 wird (1), (2) und (3) zu einem einzigen Eintrag zusammengefaßt; in E 5 und E 6 wird differenziert mit der für Wörterbücher üblichen Darstellungsweise für polyseme Einträge in eine Lesart des Aus-

drucks *warnen* mit assertiver Bedeutung (unter 1.1. bzw. 1.) und in eine mit direktiver und kommissiver Bedeutung (unter 1.2. bzw. 2.).

Kommen wir auf unsere Hauptfrage nach der Strukturierung von Bedeutungsangaben auf dem Hintergrund von ICMs zurück: in welcher Weise kann man im vorliegenden Fall von *warnen* solche kollektiven Wissensabschnitte zur Bedeutungsstrukturierung heranziehen? Oder anders gefragt: wie hängen die einzelnen Merkmale, mit denen jeweils unterschiedliche illokutionäre Aspekte ('points') thematisiert sind, miteinander zusammen? Sind sie in ähnlicher Weise auf ein kommunikatives Hintergrundwissen beziehbar wie die Bedeutungsmerkmale des Ausdrucks *lügen*?

Wenn wir die Bedeutungsangaben der zitierten Wörterbücher als Merkmale notieren, erhalten wir die folgenden:

- (i) S teilt H mit, daß p
(S benachrichtigt H, daß p)
Assertiver Aspekt
- (ii) Mit p wird ein (erwartbares) Ereignis/eine (mögliche Handlung von H thematisiert, die (aus der Sicht von S) für H negativ ist bzw. deren Ausführung für H negative Folgen haben kann.
Aspekt des propositionalen Gehalts
- (iii) S fordert H mit (i) auf, p zu vermeiden (etwas Bestimmtes zu tun oder zu unterlassen)
Direktiver Aspekt
- (iv) Wenn die negativen Folgen von p bzw. die darauf beruhende Gefahr für H von S ausgeht und als solche formuliert wird, ist die mit (i) bis (iii) beschriebene Handlung des Warnens sowohl direktiv als auch kommissiv, und das heißt als Drohen prädisierbar.
Direktiver und kommissiver Aspekt
Unter diese Bestimmung fallen konditionale Formulierungen derart:
 - (a) Wenn du nicht sofort zum Essen kommst, kriegst du keine Wurst mehr
 - (b) Wenn ich dich noch einmal mit diesem Halunken im Park sehe, will ich nie mehr etwas mit dir zu tun haben
usw. (Vgl. Verschueren 1980, 36)

Die Wörterbucheinträge E 4 bis E 6 sortieren die einzelnen Bedeutungsmerkmale – wenn man einmal von der Darstellung polysemer Lesarten in E 5 und E 6 absieht – in einheitlicher Weise: das den assertiven Aspekt thematisierende Merkmal wird von den beiden anderen – dem direktiven und dem kommissiven – separiert, und die beiden letzteren werden gebündelt repräsentiert. Für diese Darstellungsweise gibt es m.E. keine zwingenden

Gründe, ich halte sie sogar für falsch oder doch zumindest für unangemessen.

Wenn man die Maxime der Hilfsbereitschaft (das Gricesche Kooperationsprinzip) in der Sweetser/Lakoff'schen Version:

Sprecher wollen sich gegenseitig helfen

nicht nur unter dem Aspekt der Wahr/Falschheit von Propositionen beurteilt, sondern auch unter dem Aspekt sozialer Koordination und Kooperation, dann sind die folgenden Korrelate zu ihm und im Zusammenhang mit dem ICM des gewöhnlichen Kommunizierens konstruierbar:

- (1) (c) Wenn ein Sprecher etwas sagt und sich dabei an die Maxime der Hilfsbereitschaft hält, dann will er auch, daß der Hörer seinen Glauben, daß p, übernimmt (zumindest tut er nichts, was H davon abhalten könnte)
- (1) (d) Wenn S will, daß H p glaubt, dann will S auch, daß H sich diesem Glauben entsprechend verhält (zumindest tut er nichts, was H davon abhalten könnte)

aus diesen beiden Maximen folgt:

- (1) (e) Wenn S sagt, daß p, und p etwas Negatives, eine Gefahr für H ist, dann will S, daß sich H entsprechend dem Glauben, daß p, verhält, d.h. er will, daß H die negative Folgen für ihn vermeidet (zumindest tut S nichts, um H davon abzuhalten)

Und aus (1) (c) bis (d) folgt dann:

Wenn S sagt, daß p, dann fordert S H dazu auf, etwas zu tun, um p bzw. die negativen Folgen, die sich (erwartbar) aus p ergeben könnten, zu vermeiden.

In der idealisierten Welt des Geltungsbereichs der Maxime der Hilfsbereitschaft sowie des ICMs des gewöhnlichen Kommunizierens folgt aus der assertiven Bedeutungskomponente – unter der Bedingung der negativen Charakterisierung des betreffenden propositionalen Gehalts – auch die direktive Bedeutungskomponente, die kommissive dagegen ergibt sich aus einem zusätzlichen Charakterisierungsmerkmal der negativen Folgen von p, bzw. der Gefahr, die p für H darstellt.

Wenn man den hier entwickelten Argumentationen folgt, kommt man also zu andersartigen Bedeutungsrepräsentationen für den kommunikativen Ausdruck *warnen* als die zitierten Wörterbuchausschnitte. Unter der Berücksichtigung des erörterten kommunikativen Hintergrundwissens ergäbe sich eine Struktur, die in einem Wörterbuchartikel in folgender Weise wiedergegeben werden könnte:

- warnen** a. jmdm. mitteilen, daß eine Sachlage besteht – ein erwartbares Ereignis oder eine bevorstehende Handlung des Angesprochenen (oder sonst einer Person) – und dadurch diesen auffordern/ihn dazu bringen wollen, etwas zu tun oder zu unterlassen, um negative Auswirkungen auf ihn zu vermeiden.
- b. jmdn. zu etwas bringen oder von etwas abhalten wollen, indem man ankündigt, Sanktionen auf ihn auszuüben, und ihm dadurch zu drohen.

Diese Bedeutungserläuterungen müßten zusätzlich durch Kontexte illustriert werden, z.B. zu a.:

- (1) Der Stier geht gleich auf dich los. Ich warne dich.
- (2) Ich warne dich davor, gleich am ersten Ferientag in Urlaub zu fahren.
- (3) Dein Freund Anton will mit seiner Freundin Berta und nicht mit dir in Urlaub fahren. Ich hab dich (vor)gewarnt.

Zu b.:

- (4) Wenn du nicht kommst, leihe ich dir nie wieder mein Fahrrad. Ich warne dich.

Die eingangs angestellte Vermutung, daß die Einbeziehung kollektiven Hintergrundwissens inform von ICMs geeignet sein kann, Entscheidungshilfen für die Strukturierung von Bedeutungsangaben auch im Wörterbuch zu geben, hat sich also bestätigt.

Bevor ich aus diesen Befunden ein stärker generalisiertes Fazit für Bedeutungsbeschreibungen im Wörterbuch ziehe, möchte ich im folgenden noch kurz auf eine Reihe von sprachlichen Ausdrücken eingehen, die seit Austin immer wieder Gegenstand semantischer Überlegungen gewesen sind. Es handelt sich dabei um folgende Ausdrucksgruppen:

Schule, Universität, Theater, Museum, Krankenhaus, Akademie, Fernsehen, Rundfunk, Parlament, Bundestag usw.

Buch, Roman, Novelle, Oper, Zeitung usw.

(Vgl. Austin 1979; Nunberg 1979; Bierwisch 1982; Lakoff 1987)

Bemerkenswert sind diese Ausdrücke, weil:

- (1) Je nach Kontext wird mit ihnen auf unterschiedliche Gegenstände referiert, vgl.:
 - (i) Die Schule spendete einen größeren Betrag
Referenzgegenstand = Institution
 - (ii) Die Schule liegt am Stadtrand
Referenzgegenstand = Gebäude
 - (iii) Die Schule langweilt ihn
Referenzgegenstand = Prozeß

- (iv) Die Schule ist eine der Grundlagen der Zivilisation
 Referenzgegenstand = Prinzip der Institution
 (Vgl. dazu Bierwisch 1982)

(2) Man kann, wie Nunberg gezeigt hat, in Äußerungen wie

- (v) Dies ist die Zeitung, die mein Onkel gekauft hat
 mit dem Ausdruck *die Zeitung* auf ein Zeitungsexemplar, einen konkreten Gegenstand, referieren und mit dem angeschlossenen Relativpronomen den Verlag (in dem die Zeitung gedruckt wird) meinen.
 (Vgl. Nunberg 1979, 146f.)

(3) Solche Referenzvarianten wie die oben genannten sind für Ausdrücke in einer Vielzahl von Sprachen bekannt.

(4) Man kann schlecht sagen, daß eine der vier genannten Lesarten von *Schule* die primäre oder zentrale sei, von der alle anderen abgeleitet werden könnten.

Bierwisch erwägt zunächst, die Institutionsvariante als die primäre oder zentrale Lesart solcher Ausdrücke als Basis der semantischen Beschreibung anzusetzen und die übrigen netzartig mit dieser zu verknüpfen:

Institution (y) als Angelpunkt der Beschreibung mit den folgenden Verknüpfungen:

Lokalität $(x, y) = x$ ist Lokalität für y

Prozeß $(x, y) = x$ ist Prozeß, der in y abläuft

Prinzip $(x, y) = x$ ist das Prinzip, auf dem y beruht

(vgl. Bierwisch 1982, 82).

Mit einer solchen Darstellung soll ein Typ von Konzeptfamilie abgebildet werden, bei dem 'Institution' den Angelpunkt für eine – wie Bierwisch es nennt – „konzeptuelle Verschiebung“ bildet, unter der Voraussetzung, daß „(...) das konzeptuelle System ein generelles Konzept, eine 'Alltags-Theorie' von Institution bereitstellen muß, das für die Interpretation all dieser Einheiten und zugleich für die Bildung neuer, an anderen Zwecksetzungen orientierter Institutionsbegriffe zur Verfügung steht.“ (Bierwisch 1982, 82)

Mit einer solchen Darstellung könnten dann ganze Gruppen von Ausdrücken erfaßt werden. Allerdings ergibt sich damit auch das folgende Problem: einige Ausdrücke, die als Kandidaten für solche Referenzpotentiale für mehrere Mitglieder von Konzeptfamilien infrage kommen, haben bestimmte Varianten nicht. Z.B. haben *Regierung* und *Bundesrat* nicht die Lokalitäts- und *Museum* und *Klinik* haben nicht die Prozeß-Variante. Offensichtlich hat man es hier mit einzelsprachlichen Lexikalisierungen zu tun, die als solche gelernt werden müssen.

Eine andere Möglichkeit, solche Referenzpotentiale zusammenhängend darzustellen, besteht darin, primär all das zusammenzufassen, was von

allen möglichen Referenzobjekten gleichermaßen prädiert werden kann, z.B. von den Referenten von *Schule*: „Zweck: Lehr- und Lernprozesse“ und daran anschließend die jeweils möglichen Referenzobjekte identifizierend zu beschreiben (vgl. Bierwisch 1982, 86f.; vgl. auch den Beitrag von Strauß, in diesem Band). Für eine solche Darstellungsweise müßte man ebenfalls von der Möglichkeit ausgehen, daß die Interaktion von 'Alltags-Theorien' oder Lakoffsch: idealisierten kognitiven Modelleb die Verknüpfung der einzelnen Referenzobjekte – und damit natürlich auch ihre Zusammenfassung unter die durch den jeweiligen Ausdruck benannte Kategorie – motiviert. So müßte man z.B. davon ausgehen, daß das Modell von 'Institution' u.a. die folgenden Prädikationen enthält:

'Institutionen haben Lokalisationen'

'Institutionen haben Personen als Träger'

'Institutionen sind durch Abläufe von Prozessen bestimmt'

Und man müßte davon ausgehen, daß dieses Modell bzw. die genannten Aspekte mit den entsprechenden Modellen oder Modellausschnitten für Lokalitäten (Gebäuden), Prozesse und Personen interagiert.

Im Gegensatz zur gängigen lexikographischen Praxis, deren Wörterbuchartikel zu solchen Stichwörtern, wie den hier erörterten, in der Mehrzahl als polysem ausgezeichnete Einträge enthalten, könnte man aus den oben angestellten Überlegungen das folgende Fazit ziehen, das versuchsweise als Maxime formuliert werden soll:

'Bei Wörtern, deren Extensionen unterschiedlich bestimmte Referenzobjekte enthalten, die auf dem Hintergrund kollektiven Wissens – Alltags-Theorien oder idealisierten kognitiven Modellen – miteinander verknüpfbar sind, mache einen einzigen Bedeutungseintrag, wenn auf alle Referenzobjekte eine identische Prädikation zutrifft und versuche ihre Verknüpfung untereinander durch die Anordnung der benannten Referenzobjekte transparent zu machen.'

Durch unsere Überlegungen zur Möglichkeit der Einbeziehung von kollektivem Hintergrundwissen inform von ICMs (oder auch Alltags-Theorien) für die Strukturierung von Bedeutungseinträgen in Wörterbüchern wurde mit der Erörterung zu den obigen Stichwortgruppen auch deutlich, daß – im Unterschied zu den Fällen kommunikativer Ausdrücke wie *lügen* und *warnen* – mehrere unterschiedliche ICMs eine Rolle spielen können. Lakoff weist darauf hin, daß dies sogar der Normalfall ist: "It commonly happens that a number of cognitive models combine to form a complex cluster that is psychologically more basic than the models taken individually. We will refer to these as *cluster models*." (Lakoff 1987, 74; vgl. auch Lakoff 1987a, 67f.)

Ein besonders illustratives Beispiel für solche cluster models ist das Konzept von *Mutter*, das ein komplexes Modell darstellt, in dem eine Reihe

von einzelnen kognitiven Modellen kombiniert sind, im einzelnen:

- das Geburtsmodell: die Frau, die ein Kind geboren hat;
- das genetische Modell: die Frau, das das genetische Material liefert;
- das Aufzuchtmodell: die Frau, die ein Kind ernährt und erzieht;
- das Ehemodell: die Ehefrau des Vaters;
- das genealogische Modell: der nächste weibliche Vorfahr des Kindes.
(Vgl. Lakoff 1987, 74)

In der lexikographischen Praxis werden aus diesem cluster unterschiedliche Auswahlen hinsichtlich ihrer Priorität in der Bedeutungsangabe getroffen: "Dr. Johnson chose the birth model as primary, and many of the applied linguists who work for the publishers of dictionaries, as is so often the case, have simply played it safe and copied him. But not all, *Funk and Wagnall's Standard* chose the nurturance model as primary, while the *American College Dictionary* chose the genealogical model. Though choices made by dictionary makers are of no scientific importance, they do reflect the fact that, even among people who construct definitions for a living, there is no single, generally accepted cognitive model for such a common concept as "mother". (Lakoff 1987, 76)

Auch für metaphorische Verwendungsweisen des Ausdrucks *Mutter* sind unterschiedliche Modelle als Basis heranzuziehen. Z.B. ist das Geburtsmodell die Basis für die metaphorische Verwendung von *Mutter* in folgender Äußerung:

(i) Notwendigkeit ist die Mutter der Erfindung

In:

(ii) Sie wollte ihren Freund ständig bemuttern

ist das Aufzuchtmodell die Basis für die Verwendung des abgeleiteten Verbs, und das genealogische Modell ist die Basis für die Verwendung von *Mutter* als Bezeichnung einer Position in einem Baumdiagramm zur Repräsentation von syntaktischen Strukturen. (Vgl. Lakoff 1987, 76f.)

Insgesamt haben wir es bei der (Gesamt)Bedeutung von *Mutter* mit einer Struktur zu tun, die stark an die Balan-Kategorie des Dyirbal erinnert: "There need be no necessary and sufficient conditions for motherhood shared by normal biological mothers, donor mothers (who donate the egg), surrogate mothers (who bear the child but may not have donated the egg), adoptive mothers, unwed mothers who give their children up for adoption, and stepmothers. They are all mothers by virtue of their relation to the ideal case, where the models converge." (Lakoff 1987, 76)

Lakoff nennt solche Fälle, in denen es eine zentrale Bedeutung gibt, in der die einzelnen kognitiven Modelle konvergieren, und darüber hinaus periphere Bedeutungen (oder Verwendungsweisen), in denen jeweils Ausschnitte aus einzelnen Modellen thematisiert sind, **radiale Strukturen**. Für *Mutter* erhalten wir als zentrale Bedeutung (ZB):

ZB (*Mutter*): { weibliche Person (x); hat das Kind geboren (x);
hat das genetische Material geliefert (x);
ernährt und erzieht das Kind (x); ist die Ehefrau des Vaters (x); ist der nächste weibliche Vorfahr des Kindes (x) }

Die darüber hinaus möglichen Verwendungsweisen von *Mutter* in der Bedeutung von (Stief)Mutter, (Adoptiv)Mutter, (Leih)Mutter, (Pflege)Mutter, (ledige) Mutter, (genetische) Mutter, (leibliche) Mutter usw. stellen Abweichungen dar von der unter ZB angegebenen Konvergenz unterschiedlicher kognitiver Modelle. Eine radiale Struktur ist nach Lakoff

- (a) durch eine zentrale Bedeutung, die sich in der Konvergenz verschiedener kognitiver Modelle konstituiert
- (b) durch konventionalisierte Abweichungen bzw. Variationen von (a), die nicht durch allgemeine Regeln vorhersagbar sind und gesondert gelernt werden müssen

bestimmt (vgl. Lakoff 1987, 84).

Eine solche radiale Struktur liefert häufig auch eine Basis für prototypische Effekte. Eine Hauptquelle dafür ist Metonymie, d.h. der Fall, in dem eine Subkategorie, ein einzelnes Kategorienmitglied oder ein Submodell für die Kategorie als ganze stehen kann: "in other words, these are cases where a part (a subcategory, or member or submodel) stands for the whole category – in reasoning, recognition etc. Within the theory of cognitive models such cases are represented as metonymic models." (Lakoff 1987, 79)

Eine Ursache für solche Metonymien erzeugenden prototypischen Effekte ist nach Lakoff darin zu sehen, daß bestimmte Kategorienmitglieder oder Subkategorien Gegenstand von Prädikationen sein können, die in einer Sprachgemeinschaft kollektive Geltung haben. Solche Prädikationen nennt Lakoff soziale Stereotype, (amerikanische) Beispiele dafür sind:

- (i) Mütter sind Hausfrauen
 - (ii) Junggesellen sind Machos, haben mit mehreren Frauen ein Verhältnis und lungern in Bars herum
 - (iii) Japaner sind fleißig, höflich und clever
 - (iv) Politiker sind machtgierig, selbstgefällig und unehrlich
- (Vgl. Lakoff 1987, 85)

Im Unterschied zu den Putnamschen Stereotypen, die dasjenige Wissen enthalten, das für einen einzelnen Sprecher zum Erworben-Haben eines Wortes gehört, ist die Lakoffsche Verwendungsweise des Ausdrucks *Stereotyp* eher an der Umgangssprache orientiert: Stereotype sind in einer Kulturgemeinschaft weit verbreitete – manchmal übelwollende – Meinungen über Personen(typen) oder Gegenstände: "(...) social stereotypes are commonly used to characterize cultural expectations, they tend to be ex-

ploited in advertising and in most forms of popular entertainment." (Lakoff 1987, 85)

Prototypische Effekte für die Verwendung sprachlicher Ausdrücke werden durch die Gültigkeit solcher Stereotypen über die von ihnen bezeichneten Gegenstände (Personen, Sachverhalte) verursacht. Für das Konzept von *Mutter* bzw. *mother* gibt es – zumindesten für die amerikanische Sprachgemeinschaft – das bereits unter (i) zitierte Stereotyp: „Mütter sind Hausfrauen“. Dieses begründet prototypische Effekte: "On the whole in our culture, housewife-mothers are taken as better examples of mothers than nonhousewife mothers." (Lakoff 1987, 80) Diese Feststellung dürfte auch für die bundesrepublikanische Gesellschaft gelten, vermutlich jedoch nur mit Einschränkung für die bisherigen Verhältnisse in der DDR.

Das Stereotyp für *Mutter* (*mother*), das den prototypischen Effekt bewirkt, ist in spezifischer Weise auf das Aufzuchtmodell des clusters in der radialen Struktur bezogen; es steht seinerseits in engem Zusammenhang mit einer stereotypischen Auffassung von Kindererziehung, z.B. daß sie ganz und gar die Aufgabe der (leiblichen) Mutter zu sein habe, daß diese ihre gesamte Zeit dem Kind widmen müsse u.ä. Diese offensichtliche Tatsache ist jedoch – in Bezug auf die Entstehung prototypischer Effekte – nicht trivial. Sie zeigt, daß diese nicht auf das gesamte Konzept, das mit einem sprachlichen Ausdruck bezeichnet werden kann, bezogen sein müssen, sondern – im Fall von clusters – nur hinsichtlich spezieller einzelner kognitiver Modelle bestimmt sein können. Um dies zu verdeutlichen konstruiert Lakoff das folgende Beispiel: "Consider an unwed mother who gives her child for adoption and then goes out and gets a job. She is still a mother, by virtue of the birth model, and she is working – but she is not a *working mother!*" (Lakoff 1987, 80)

Dieser konstruierte Beispielfall macht deutlich, daß die Subkategorie 'arbeitende Mutter' (AM) im Kontrast zum Hausfrauen-Stereotyp (HST) steht, das seinerseits über das Aufzuchtmodell (AFZM) – und nicht etwa über das Geburtsmodell – das clusters (CM) definiert ist:

Schema 9:

Die dargestellten Bezugnahmen finden auch ihren Ausdruck in der Möglichkeit der akzeptablen Verwendung von *aber* in Aussagen, mit denen ein Kontrast zu einer Norm – im Sinne der Erwartbarkeit einer bestimmten Sachlage – markiert werden soll, vgl.:

- (i) Sie ist die Mutter zweier Söhne, aber sie ist keine Hausfrau
- (ii) *Sie ist die Mutter zweier Söhne, aber sie ist Hausfrau
- (iii) Sie ist Mutter, aber keine Hausfrau
- (iv) *Sie ist Mutter, aber Hausfrau
- (v) Sie ist die Mutter zweier Söhne, aber sie geht arbeiten
- (vi) *Sie ist die Mutter zweier Söhne, aber sie geht nicht arbeiten
- (vii) Sie ist Mutter, aber sie geht arbeiten
- (viii) *Sie ist Mutter, aber sie geht nicht arbeiten

Das Konzept *Mutter* (*mother*) ist insgesamt durch zwei Arten von Modellen bestimmt:

- (1) durch ein cluster von miteinander konvergierenden kognitiven Modellen;
- (2) durch ein stereotypisches Modell, das ein metonymisches ist und innerhalb dessen die Hausfrau-Mutter-Subkategorie für die Kategorie als ganze steht und geeignet ist, soziale Erwartungen zu bestimmen (vgl. Lakoff 1987, 82).

Beide Modelle bewirken prototypische Effekte, in jeweils unterschiedlicher Weise, zusammengekommen bilden sie eine Struktur mit einem zusammengesetzten Prototyp: das beste Beispiel für eine Mutter ist eine leibliche, biologische Mutter, die Hausfrau und mit der Erziehung des Kindes beschäftigt ist, nicht arbeitet und mit dem Vater des Kindes verheiratet ist. Ein solcher zusammengesetzter Prototyp verleiht der Kategorie eine Repräsentativitäts-Struktur: je näher ein Exemplar diesem Prototyp ist, desto repräsentativer ist es. Lakoff zieht daraus mit Bezug auf die psychologische Prototypentheorie den folgenden Schluß: "(...) a full study of

category structure must go well beyond just isolating a prototype and giving a linear ranking of how close nonprototypical cases are. At the very least, it must provide an account of the details of the cognitive models that give rise to representativeness structure." (Lakoff 1987, 82)

Im Zusammenhang mit der Frage nach der Anwendbarkeit der Putnam'schen Stereotypen auf Bedeutungsbeschreibungen im Wörterbuch war am Beispiel des Eintrags **Intellektuelle(r)** bereits angedeutet worden, daß für die Darstellung der Beziehung der einzelnen Stereotypen untereinander Hintergrundwissen inform von allgemein akzeptierten (Wert)Urteilen eine Rolle spielen könnte. Deshalb möchte ich, bevor ich ein abschließendes Fazit der gesamten Prototypendiskussion gebe, erst noch auf den Wörterbucheintrag **Intellektueller** zurückkommen und seine stereotypisch orientierte Interpretation mit der Möglichkeit einer prototypisch orientierten konfrontieren.

Die stereotypische Interpretation des Wörterbucheintrags ging von sieben miteinander zusammenhängenden Stereotypen aus, die im folgenden – einer übersichtlicheren Darstellung wegen – nochmals kurz zusammengefaßt wiedergegeben sind:

S₁ = Kern

... Person, wissenschaftlich oder künstlerisch gebildet, geistig arbeitend, Lebensform von Reflexion und kritischem Denken geprägt...

S₂ = Spezifizierung von S₁

... verstandesmäßig orientiert, Neigung zu kritischer Distanz gegenüber gesellschaftlichen Vorurteilen von Traditionen...

S₃ = Ableitung aus S₂

... überwiegend verstandesmäßig orientiert, Vorrang des Verstandes gegenüber Willen, Gemüt, Gefühl sowie praktischen Tätigkeiten...

S₄ Spezifizierung von S₃

... hauptsächlich oder ausschließlich an verstandesmäßigen Erwägungen bzw. Ursachenerklärungen orientiert...

S₅ = Ableitung aus S₄

... einseitiger Verstandesmensch, übermäßig verstandesbetonter Mensch, gefühllos, gefühlsarm...

S₆ = Spezifizierung von S₂

... Kritiker bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse...

S₇ = Spezifizierung von S₆

... kritische Haltung gegenüber bestimmten Gesellschaftsformen, Meinungen...

Die stereotypisch orientierte Repräsentation des Wörterbucheintrags **Intellektuelle(r)** enthält sieben Stereotype, die in folgender Weise einander zugeordnet werden können:

- S₁ ist das Kernstereotyp, das zur Spezifizierung S₂ führt;
- S₂ hat eine zweifache Verzweigung: einmal führt es zur Ableitung S₃;

zum andern zur Spezifizierung S_6

- S_3 führt zur Spezifizierung S_4 , diese zur Ableitung S_5 ;
- S_6 führt zur Spezifizierung S_7 .

Darüberhinaus enthält der Eintrag noch das Stereotyp S_8 , mit dem ein zusätzlicher Gesichtspunkt: 'soziale Stellung: Außenseiterrolle' thematisiert wird.

Der größeren Übersichtlichkeit willen wird das vereinfachte Strukturschema nachfolgend nochmals wiedergegeben (mit Sp für Spezifizierung und A für Ableitung).

Schema 10:

Mit dieser Darstellung wird deutlich, daß das Stereotyp S_2 eine doppelte Rolle spielt: einmal ist es der Ausgangspunkt für weitere Spezifizierungen, zum anderen ist es der Ausgangspunkt für Ableitungen, d.h. für Inferenzen, die durch die Einbeziehung kollektiver Hintergrundsüberzeugungen zustande kommen.

Wenn wir nun die stereotypisch orientierte Interpretation des Wörterbucheintrags *Intellektuelle(r)* mit den Lakoffschen Überlegungen zur Struktur des Konzepts von *Mutter* (*mother*) vergleichen, fällt auf Anhiel auf, daß die beiden Konzepte von *Mutter* resp. *Intellektuelle(r)* strukturelle Ähnlichkeiten aufweisen:

(1) Beide haben eine cluster-Struktur, in der unterschiedliche kognitive Modelle miteinander konvergieren.

(2) Beide haben stereotypische Modelle, die jeweils nur auf ganz bestimmte einzelne Modelle des clusters bezogen sind: im Fall von *Mutter* ist es das Hausfrauen-Stereotyp, das auf dem Aufzuchtmodell operiert; im Fall von *Intellektuelle(r)* haben wir ein Stereotyp, das man so formulieren könnte:

(i) Intellektuelle sind übertrieben rational, gefühlkalt und unpraktisch. Dieses operiert über dem Modell, das S_2 entspricht und abgekürzt 'Rationalitäts- und Kritik-Modell' genannt werden soll. In Schema 10 sind – in der stereotypisch orientierten Interpretation – zwei Ableitungen unterschieden: mit der einen wird eine Intensitätsaussage ('übertrieben rational'), mit der anderen eine Eigenschaftszuschreibung ('gefühlkalt') erzeugt. In der Lakoffschen Darstellung sind Stereotype in ihrer Eigenschaft als kollektive Überzeugungen oder Vorurteile meist Zuschreibungen mehrerer unterschiedlicher Eigenschaften. Unter der Voraussetzung, daß Stereotype dieser Art keinen Situationsbeschränkungen unterliegen, halte ich es für angemessen, die Basis der beiden Ableitungen in ein und derselben komplexen stereotypen Zuschreibung (i) zu sehen.

(3) In beiden Fällen bewirken beide Modelle prototypische Effekte, in jeweils unterschiedlicher Weise, und zusammengenommen bilden sie eine Struktur mit zusammengesetztem Prototyp: das beste Beispiel für einen Intellektuellen ist eine Person, auf die alle Zuschreibungsinhalte von S_1 bis S_8 zutreffen.

Neben diesen strukturellen Gemeinsamkeiten gibt es einen Unterschied: die kognitiven Modelle des clusters des Konzepts von *Intellektuelle(r)* sind bis auf das 'Außenseiter'-Modell jeweils durch entsprechende Spezifizierungen aufeinander bezogen. Wir haben es hier also mit einer nicht-radialen, sondern in sich kohärenten cluster-Struktur zu tun.

Schema 11 verdeutlicht abschließend die Konzeptstruktur von *Intellektuelle(r)*, wobei ich als Benennung für die einzelnen kognitiven Modelle die alten Bezeichnungen S_1 bis S_8 beibehalten habe.

Schema 11:

Die prototypisch organisierte Repräsentation der Bedeutung des Ausdrucks *Intellektuelle(r)* enthält also die beiden Komponenten:

- (a) ein cluster von vier Modellen, S_1 bis S_7 , die durch Spezifizierung miteinander verbunden sind, sowie Modell S_8
- (b) das aus S_2 in (a) abgeleitete Stereotypmodell mit S_3 und seiner Spezifizierung S_4 sowie S_5 .

Trotz aller Gemeinsamkeiten, die die beiden Repräsentationen – die stereotypisch und die prototypisch orientierte – aufweisen, macht ein Vergleich der beiden Darstellungsweisen doch auch deutlich, daß mit der letzteren eine differenziertere Sortierung oder Bündelung einzelner Zuschreibungsinhalte erreicht werden kann, zumindest für den Fall, wo mehrere (miteinander zusammenhängende) Stereotype oder Modelle die Gesamtbedeutung eines sprachlichen Ausdrucks bestimmen. Und der Vergleich zeigt darüber hinaus, daß die stereotypisch orientierte Darstellung mühelos in die prototypisch orientierte Darstellung integriert werden kann.

3. Wörterbuchartikel als Wegweiser

3.1. Darstellungsweisen zur Bedeutungsentfaltung

Im Anschluß an die Darstellung und Erörterung von Konzeptionen zu Wortbedeutungen, in denen nicht auf klassische Merkmalsbestimmungen und -darstellungen zurückgegriffen wird, möchte ich im folgenden auf einige Konsequenzen eingehen, die sich aus der Anwendung solcher Konzeptionen für Bedeutungsbeschreibungen im Wörterbuch ergeben können.

Wenn wir nochmals Rückschau halten, können wir – im Zusammenhang mit den Überlegungen zu Stereotypen und natürlichen Kategorien – die folgenden Fälle von Wörtern festhalten, für deren Bedeutungsbeschreibungen sich definitorisch interpretierte Merkmalsangaben allein als unbefriedigend, wenn nicht sogar als unangemessen erweisen:

- (1) Wörter, denen ein mehr oder weniger reichhaltiges Stereotyp zugeordnet werden kann, Beispiele sind v.a. Bezeichnungen für natürliche Arten und Artefakte.
- (2) Wörter, deren Bedeutung sich aus einer relationalen und einer stereotypischen Komponente zusammensetzt, z.B. *Vater* (und natürlich auch *Mutter*), *Dienstag*, *Sonntag*, *blind*, *krank*.
- (3) Wörter, deren Bedeutung sich aus einem Kernstereotyp und einer Reihe weiterer miteinander zusammenhängender Stereotypen zusammensetzt, z.B. *Intellektuelle(r)*.
- (4) Wörter, deren Bedeutung ein Prototyp-Schema inform einer endlichen Liste von Merkmalen darstellt, die sich auf dem Hintergrund von Alltagstheorien oder idealisierter kognitiver Modelle (ICMs) als miteinander zusammenhängend und untereinander geordnet bestimmen lassen, Beispiele sind v.a. Verben des kommunikativen Handelns wie *behaupten*, *warnen*, *lügen*, *drohen* usw.
- (5) Wörter, deren Bedeutung durch ein cluster von Modellen plus einem Stereotyp-Modell bestimmt wird. Das cluster kann aus miteinander zusammenhängenden Modellen oder aus miteinander konvergierenden unterschiedlichen Modellen bestehen, z.B. *Mutter*, *Intellektuelle(r)*, *Sympathisant*, *Asylant*.
- (6) Wörter, deren Bedeutung durch ein Potential unterschiedlicher Referenzgegenstände bestimmt ist, deren Zusammenhang durch einen gemeinsamen Zuschreibungsinhalt sowie die Interaktion bestimmter Alltagstheorien bzw. ICMs konstituiert wird, z.B. *Schule*, *Universität*, *Zeitung*, *Parlament*, sowie ein Großteil von Ausdrücken mit dem Suffix *-ismus*.

Diese Liste ist mit Sicherheit unvollständig, wenn man damit die volle Bandbreite des Wortschatzes einer Sprache erfassen wollte; sie ist jedoch – selbst unter der Einschränkung ihrer Gültigkeit für bestimmte Wortarten und semantische Formen – hinreichend vielfältig, um den Schluß zuzulassen, daß sich die genannten Fälle (1) bis (6) nicht nach einem einzigen Schema standardisieren lassen, jedenfalls dann nicht, wenn man die Erfüllung der eingangs genannten lexikographischen Prinzipien der Globalität, Exaktheit und Informativität beansprucht. Hinzu kommt noch, daß – wie bereits am Beispiel der Einträge von *Vater* und *Intellektueller* gezeigt wurde – unterschiedliche Konzeptionen, stereotypische, prototypische sowie auch merkmalsorientierte, zur Bedeutungsbeschreibung in unterschiedlicher Weise nutzbringend verwendet werden können. Ein Wörterbucheintrag zu einem Stichwort, das eine Bezeichnung für eine natürliche Art oder einen Artefakt darstellt, kann durchaus stereotypenbezogen organisiert werden, während ein Eintrag zu einer Bezeichnung für ein Personenkonzept, z.B. *Vater*, *Mutter*, *Beamter*, *Soldat*, *Student*, oder auch

Intellektuelle(r), *Sympathisant*, *Asylant*, sowohl stereotypisch als auch prototypisch und u.U. zusätzlich merkmalsorientiert angelegt sein kann.

Die Kombinierbarkeit der genannten Konzeptionen zur Darstellung und Strukturierung von Bedeutungen im Wörterbuch erfordert dann eben auch ein Format, das über die in den gängigen einsprachigen Wörterbüchern praktizierten Standardisierungen hinausgeht.

Das Format für die Bedeutungsbeschreibungen der angeführten Fälle (1) bis (6) ist – im Zusammenhang mit den genannten lexikographischen Grundprinzipien – zunächst durch zwei sehr allgemeine Bedingungen bestimmt:

(a) Die Bedingung der externen Strukturbeziehung:

Die Beschreibungen müssen von der Art sein, daß sie eine externe, wortschatzstrukturelle Zuordnung des jeweiligen Stichworts enthalten. Diese Bedingung ist trivial und aus den lexikographischen Grundprinzipien ableitbar.

(b) Die Bedingung der internen Strukturbeziehung:

Die Beschreibungen müssen von der Art sein, daß in ihnen die internen Strukturbeziehungen der einzelnen Zuschreibungsinhalte (Merkmale) untereinander zum Ausdruck kommen. Die Bedingung ergibt sich aus den angestellten Überlegungen zur Kategorisierung bzw. zum Auslösemechanismus prototypischer Effekte.

Man könnte nun angesichts dieser beiden Bedingungen einwenden, daß sie in allen einsprachigen Wörterbüchern ihre Berücksichtigung finden und erstens darauf hinweisen, daß jeder Wörterbuchartikel eine (zumeist klassisch zu interpretierende) Angabe des *genus proximum* enthält, womit Bedingung (a) erfüllt wäre, und zweitens könnte man darauf verweisen, daß eine Vielzahl von Wörterbuchartikeln eine Sortierung von Zuschreibungsinhalten enthalten, die meist als Darstellung polysemer Lesarten interpretiert wird, womit Bedingung (b) erfüllt wäre. Der erste Einwand ist *grosso modo* berechtigt, der zweite – und auf Bedingung (b) kommt es mir im wesentlichen an – nur bedingt, da diese, wie die Beispiele *lügen*, *warnen*, *Mutter*, *Intellektuelle(r)* gezeigt haben, in unterschiedlicher Weise anwendbar ist. Um dies zu demonstrieren, sollen im folgenden die unterschiedlichen Formate der Wörterbucheinträge für die Fälle (1) bis (6) der Reihe nach erörtert werden:

Zu (1): der Wörterbucheintrag besteht aus einem Stereotyp, das mindestens den entsprechenden Kategorialindikator und eine nicht näher festlegbare Anzahl von Zuschreibungsinhalten enthält, für deren Auswahl zusätzlich gilt, daß diejenigen Zuschreibungsinhalte aufgeführt werden, die für lexikalisierte Verwendungsweisen des entsprechenden Stichworts, Komposita und Metaphern, Bedeutungskomponenten liefern. Zusätzlich – und

dies geht über die hier hauptsächlich interessierende Position der Bedeutungseintragung hinaus – sollten die Kontextualisierungsbeispiele für die Stichwörter – i.a. unter den Positionen Syntagmen oder Beispiele sowie Belege – die kontextspezifische Selektion der stereotypischen Merkmale illustrieren. (Vgl. Harras 1986; 1989; zu Metaphern und ihrem Bezug zu stereotypischen Merkmalen vgl. den Beitrag von Strauß, in diesem Band). Ein einfaches Beispiel (mit KI für Kategorialindikator und SM für stereotypisches Merkmal):

- E (1) **Bulle** *Rind* (KI)
 männlich (SM₁)
 ausgewachsen (SM₂)
 kräftig gebaut/stark (SM₃)
 gilt als angriffslustig/gefährlich (SM₄)
- metaphor. (a) zu SM₃ : *kräftig gebauter/starker Mann*
 (b) zu SM₄ : *Polizist*

Die wörterbuchgerechte Formulierung bleibt hier unberücksichtigt, sie wird im nächsten Abschnitt diskutiert werden.

Zu (2): Das Format der Wörterbucheinträge für diese Gruppe entspricht dem von (1) mit dem Zusatz, daß die relationalen Merkmale unter dem entsprechenden Kategorialindikator stehen müssen, damit die darauf folgenden stereotypischen Merkmale als Prädikationen über diesen interpretierbar sind. Zur Illustration dieser Zuordnung (mit RM für relationale Merkmale):

- E (2) **Vater** *Person* (KI)
 männliche Person, die in einem deszendenten Abstammungsverhältnis zu einer anderen Person steht (RM)
- hat ein oder mehrere Kinder gezeugt* (SM₁)
 ernährt/sorgt für die Kinder (SM₂)
 ist mit der Mutter der Kinder verheiratet (SM₄)

Zu (3): Eine Möglichkeit des Formats der Wörterbucheinträge dieser Gruppe ist am Beispiel des Stichworts **Intellektuelle(r)** bereits durchgeführt worden. Da die Wörter aus Gruppe (5) u.a. die gleichen Struktureigenschaften haben wie (3), verzichte ich an dieser Stelle auf ein Beispiel und verweise auf das unter (5) angeführte.

Zu (4): Das Format für Wörter dieser Gruppe ist bereits im Zusammenhang mit den Überlegungen zur Einbeziehung kollektiven Hintergrundwissens inform von ICMs angesprochen worden. Unter der Bedingung, daß sol-

che ICMs, durch die kollektive Überzeugungen (die u.U. kontrafaktisch sein können) thematisiert werden, nicht sprachspezifisch sind (es spricht vieles für ihre Universalität), müssen sie in einem Wörterbuchartikel nicht explizit erwähnt werden, sondern können durch Markierungen für Übergänge von einem Merkmal zu einem anderen zugänglich gemacht werden. Solche Markierungen können durch Ausdrücke wie *damit (zugleich)*, *indem*, *dadurch daß* indiziert werden. (Vgl. bereits die Austinschen Tests, Austin dt. 1972, 134ff.) Dazu zunächst ein einfaches Beispiel, das dem bereits erörterten **warnen** entspricht:

E (3) empfehlen *jmdm. etwas empfehlen*: jmdm. sagen/mitteilen, daß etwas, ein Gegenstand, eine Person oder eine Handlungsweise in seinem Interesse liegt, und ihn dadurch dazu bringen wollen/ihn auffordern, sich entsprechend zu verhalten.

Beispiele:

Fritz empfiehlt grüne Bohnen zum Hammelfleisch

Ich empfehle Ihnen Herrn Adam (als neuen Abteilungsleiter)

Die Reiseleitung empfiehlt, für die Bergwanderung festes Schuhwerk mitzubringen

Ein komplexeres Beispiel der Gruppe von Verben des kommunikativen Handelns, deren Bedeutungsstruktur auf dem Hintergrund von ICMs erklärbar wird, ist das folgende: *suggestieren*, zu dem ich zunächst den Eintrag im Lexikon brisanter Wörter wiedergebe (vgl. Strauß/Haß/Harras 1989, 719/20):

Mit **suggestieren** benennt man das unauffällige Zustandebringen einer eindringlichen Wirkung auf Gedanken, Einstellungen, Empfindungen oder Gefühle von Personen.

In der Verwendungsweise *jemand suggeriert (bei) jemandem etwas* wird mit **suggestieren** das Ausführen einer kommunikativen Handlung unter dem Gesichtspunkt ihrer Wirkung auf den Angesprochenen benannt und gleichzeitig zum Ausdruck gebracht, daß das, was bewirkt werden soll – bestimmte Gedanken, Einstellungen, Empfindungen oder Gefühle des Angesprochenen – vom Sprecher nicht direkt genannt ist. (...)

Suggestieren wird verschiedentlich in negativ wertenden Kontexten verwendet, mit denen der bloß strategische, wirkungsorientierte und damit möglicherweise wirklichkeitsverfälschende oder manipulative Aspekt der Handlung hervorgehoben wird. (...)

Die in dem zitierten Wörterbuchausschnitt angesprochene negativ wertende Verwendungsweise des Ausdrucks *jmdm. etwas suggestieren* ist durch die kollektive Geltung des Denkmodells oder ICM des gewöhnlichen Kommunizierens motiviert, das ja die Aufrichtigkeit bzw. Durchlässig-

keit der Sprecherintentionen des Glaubenmachens in bezug auf den eigenen Sprecherglauben impliziert. Auf diesem Hintergrund steht der Ausdruck *suggestieren* einerseits im Kontrast zu *überzeugen*, andererseits in synonymischem Zusammenhang mit *überreden* und *manipulieren*. Wie bereits an den besprochenen Beispielen der Verben des kommunikativen Handelns deutlich geworden sein dürfte, stellen ICMs also nicht nur Verknüpfungsmotive für einzelne Bedeutungskomponenten zu Verfügung, sondern auch Aspekte oder Dimensionen für die Feldstrukturierung lexikalischer Ausdrücke. (Vgl. auch die Fillmoreschen frames, die den ICMs entsprechen, in Fillmore 1985).

Im zitierten Wörterbuchartikel fehlt die explizite Thematisierung des angegebenen Zusammenhangs. Ich halte das für einen Mangel, auch und gerade in einem kulturspezifischen Wörterbuch wie dem Lexikon brisanter Wörter. Ein Verbesserungsvorschlag für den letzten Absatz könnte lauten:

Da mit *suggestieren* eine kommunikative Handlung unter dem bloßen Gesichtspunkt ihrer Wirkung auf den Angesprochenen benannt wird, ohne daß diese, d.h. die bewirkte Überzeugung, mit einer ehrlichen Überzeugung des Sprechers übereinstimmen muß, wird *suggestieren* häufig negativ wertend verwendet. Auf diesem Hintergrund kontrastiert *suggestieren* einerseits mit *überzeugen*, andererseits ist es synonym mit *überreden* und *manipulieren*.

Zu (5), dem möglichen Format für die Beschreibung von Wörtern, deren Bedeutung durch ein cluster-Modell plus einem Stereotyp-Modell bestimmt ist. Die Bedingung der internen Strukturbeziehung sollte für diese Fälle so angewendet werden, daß mit der Darstellung deutlich wird, über welchen Zuschreibungsinhalt das jeweils aufgeführte Stereotyp operiert. Für den Fall von *Intellektuelle(r)* war dies $S_2 = \text{'verstandesmäßig orientiert; kritische Distanz'}$. Nehmen wir ein weiteres Beispiel aus dem Lexikon brisanter Wörter: *Asylant* (Strauß/Haß/Harras 1989, 87).

Mit dem Ausdruck *Asylant* werden Personen charakterisiert, die aus politischen, rassischen oder religiösen Gründen ihr Heimatland verlassen (müssen), weil sie, nach Einschätzung des Sprechers oft nur vergeblich, dort politisch verfolgt, unterdrückt oder gefoltert werden und in einem anderen Land um Asyl bitten, sich um das Asylrecht bewerben, d.h. in dem betreffenden Land um Zuflucht, Schutz und unbefristeten Aufenthalt nachsuchen.

Personen sollen also besonders dann mit *Asylant* negativ gekennzeichnet werden, wenn das Motiv des politisch Verfolgtwerdens (im eigenen Land) vom Sprecher angezweifelt oder als unwahr eingeschätzt wird.

Zur Betonung des heute in der Bundesrepublik offenbar als negativ eingeschätzten brisanten politischen Sachverhalts der Asylrechtfrage (...) scheinen die eher positiv besetzten Ausdrücke *Asylbewerber*, *Asylsuchender*, *Emigrant* oder *politischer Flüchtling* vor allem im amtlichen Sprachgebrauch und in Politiker-Äußerungen durch das abschätzige *Asylant* weitgehend verdrängt zu werden.

In dem wiedergegebenen Artikel ist die Bedingung der internen Strukturbeziehung erfüllt: es wird in ihm deutlich, daß das Stereotyp:

- (i) Asylanten verlassen ihr Land nicht aus politischen oder religiösen, sondern aus wirtschaftlichen Gründen

über dem 'Motiv des Verfolgtwerdens'-Modell operiert. Und in dem Artikel kommt auch zum Ausdruck, welche lexikalischen Kontraste das Stereotypmodell bewirkt.

Zu (6), dem möglichen Format der Beschreibung von Wörtern, deren Bedeutung durch ein Potential unterschiedlicher Referenzgegenstände bestimmt ist, deren Zusammenhang durch einen gemeinsamen Zuschreibungsinhalt sowie die Interaktion bestimmter ICs konstituiert wird. Das Format, so war bereits gesagt worden, sollte so ausgerichtet sein, daß (i) die Gemeinsamkeit des Zuschreibungsinhalts und (ii) der Zusammenhang zwischen den Referenzobjekten deutlich wird. Ein Beispiel dazu: **Neonazismus** (Strauß/Haß/Harras 1989, 266; zu weiteren *Ismen* vgl. Strauß, in diesem Band).

(...) In der (innen)politischen Auseinandersetzung wird **Neonazismus** als abwertendes Schlagwort auf alle politischen Ideen und darauf beruhenden Bewegungen, Gruppen und Organisationen bezogen, die die Ideologie und politischen Praktiken des Nazi-Faschismus propagieren und in einer den heutigen (veränderten gesellschaftlichen und politischen) Bedingungen angepaßten Form zu verwirklichen suchen.

Mit der exemplarischen Diskussion der Beispiele unter (1) bis (6) dürfte zweierlei deutlich geworden sein:

(1) Die Postulate der Globalität und Informativität für Bedeutungsbeschreibungen im Wörterbuch machen zusammen mit der Bedingung der internen Strukturbeziehung ein Darstellungsformat erforderlich, in dem die Flexibilität und Dynamik von Wortbedeutungen angemessen zum Ausdruck kommen können. Dies kann durch eine schrittweise **Entfaltung** der zumeist komplexen Wortbedeutungen geschehen. Insofern sind Wörterbücher bzw. Wörterbuchartikel auch als eine Art Wegweiser zu verstehen, durch den ein Benutzer über die – oft verschlungenen – Pfade zur Gesamtbedeutung eines sprachlichen Ausdrucks geleitet wird.

(2) Das Postulat der Verständlichkeit erfordert zusammen mit (1) eine Beschreibungssprache, die reichhaltiger sein muß als die in den gängigen Wörterbüchern verwendete. Mit diesem Problem werden wir uns im folgenden Abschnitt beschäftigen.

3.2. Benutzerzugänglichkeit und Wörterbuchsprache

Eine adäquate Darstellung der Binnenstruktur von Wortbedeutungen mit den standardisierten Mitteln der herkömmlichen lexikographischen Praxis erscheint – soviel dürfte bis jetzt deutlich geworden sein – äußerst problematisch: zumindest müßte man diese um eine Menge mehr oder weniger komplexer Verweisnotationen erweitern und riskierte dadurch, mit dem

Gebot der Verständlichkeit von Wörterbuchtexten in Konflikt zu geraten. Ein Ausweg aus diesem Dilemma könnte darin bestehen, vom formalen Standard der traditionellen Lexikographie ganz abzugehen und die Bedeutungsbeschreibung diskursiv, d.h. als explizite semantische Kommentare, zu formulieren. Vorschläge zu einer solchen Möglichkeit sind bereits im 19. Jhd. (vgl. dazu Wiegand 1985) und in jüngster Zeit bei der Erarbeitung des 'Collins COBUILD English Language Dictionary' gemacht worden. Das Konzept für eine solche explizite Wörterbuchsprache oder "dictionary prose" ist von Hanks in einer gesonderten Publikation erläutert worden (Hanks 1987). Legitimiert wird die Einführung einer expliziten Kommentarsprache mit dem Argument, daß die herkömmlichen lexikographischen Darstellungsweisen die Flexibilität und Variabilität von (den meisten) Wortbedeutungen nicht angemessen erfassen können: "At worst, dictionaries may actually impose a bogus precision on word meaning, which has in fact been shown by a system governed at least in part by variable rules." (Hanks 1987, 116)

Die Anforderungen, die Hanks an eine angemessene Kommentarsprache stellt, sind die folgenden:

- (a) sie muß aus einem einfachen System von Erklärungen bestehen;
 - (b) sie muß für gewöhnliche Leser, sprachliche Laien (darunter auch Nicht-Muttersprachler) verständlich sein;
 - (c) sie muß präzise diejenigen Phänomene beschreiben können, die selbst vage und variabel sein können.
- (Vgl. Hanks 1987, 117)

Diese Anforderungen sollen durch fünf verschiedene Arten von Erklärungsmustern erfüllt werden (vgl. Hanks 1987, 118ff.):

(1) Das nominale Erklärungsmuster, das die Form hat:

A **X** is... bzw.: **X** is...

Mit **X** (fettgedruckt!) für das jeweilige Stichwort. Die Anwendbarkeit des einen oder des anderen Musters wird dadurch bestimmt, ob es sich um ein zählbares oder ein nicht-zählbares Nomen handelt. Der zweite Teil des Erklärungsmusters enthält die "more traditional-looking dictionary definition." (Hanks 1987, 118), die als Feststellung über etwas, das normaler- oder typischerweise der Fall ist, und nicht als Zusammenstellung notwendiger und hinreichender Merkmale zu interpretieren ist. Z.B.:

A **brick** is a rectangular block used for building walls, houses etc. (Hanks 1987, 118)

(2) Ein Erklärungsmuster für Adjektive und Adverbien, in dem die Stichwörter (a) an ihrer jeweiligen syntaktischen Position eingeführt und (b) die durch sie modifizierbaren Ausdrücke vorgeführt werden sollen, z.B.:

- (i) A **commercial** activity is an activity in which goods are produced in very large quantities in a highly organized way.
 - (ii) A **commercial** product is made to be sold to the public.
 - iii) Someone who is **bald** or whose head is **bald** has little or no hair on the top of their head
(Hanks 1987, 131)
- (3) Das Erklärungsmuster des (spezifischen) Gebrauchs, z.B.:
- (i) **Actually** is often used in conversation in a way of expressing things more politely
 - (ii) **Blues** refers to a type of music which is like jazz, but is always slow and sounds sad
 - (iii) **Broad** is also used to refer to...
(Hanks 1987, 123)

(4) Das Erklärungsmuster der Form:

X (...) means ...

Im Fall von Verben wird **X** durch *to* + **V** ersetzt und je nach Argumentstruktur werden die Typen von Objekt-NPs durch Indefinitpronomina repräsentiert; die erklärende Phrase enthält Anaphern, die mit den Indefinitpronomina in der einleitenden VP korreferent sind, z.B.:

to bewitch someone or something means to cast a spell on them

Zu diesem Erklärungsmuster gibt es eine Variante, in der die semantischen Typen der direkten oder indirekten Objekte genannt werden, z.B.:

to kill a person, animal, plant or other living thing means...

Erklärungsmuster (3) wird aber auch für Adjektive und Nomina verwendet (also für Fälle, in denen man eher '(a) **X** is ' erwartet hätte!)

(5) Das Erklärungsmuster der Form:

if p, q

wobei p eine Art Situationsbeschreibung für die (usuelle) Wortverwendung darstellt, in der das jeweilige Stichwort genannt ist, und mit q die eigentliche Bedeutungserklärung gegeben wird. Zum Erklärungsmuster mit Konditionalsatz gibt es eine temporale Variante, in der *if* durch *when* ersetzt ist. Beispiele für das Muster:

- (i) If you **carry** something, you hold it or support it so that it does not touch the ground, and take it with you as you go somewhere.
- (ii) When a horse **gallops**, it runs very fast so that all four legs are off the ground at the same time in each stride.

Insgesamt soll das Erklärungsmuster (5) so interpretiert werden, daß "the first part of each cobuild explanation shows the use, while the second

part explains the meaning." (Hanks 1987, 118) Allerdings muß man dabei "shows the use" in einem sehr weiten Sinn verstehen, denn in diesem Erklärungsmuster sind häufig auch Kommentarausdrücke wie *say, call, use the word X, mean* u.a. zu finden, z.B.:

- (i) If you call a woman a **bitch**, you mean...
- (ii) If you say that you can **twist** someone **round** your little **finger**, you mean that...
- (iii) If you use the word **boy**, you can expect to be presumed to be talking about a male child.

In der Hanksschen Erläuterung der Erklärungs'strategien' für die Wortartikel von Cobuild vermißt man allerdings eine Angabe von plausiblen Entscheidungskriterien für die Auswahl eines jeweiligen Erklärungsmusters bezüglich eines Lemmas oder eines Lemmatyps (vgl. auch Carter 1989; Hausmann 1989). Selbst, wenn man gutwillig davon ausgeht, daß 'natürliche' Worterklärungen, darunter auch solche von Lehrern im (Fremd)Sprachenunterricht, die in den Wortartikeln simuliert werden sollen, keiner bestimmten kanonisierten Form unterliegen, sollte man wenigstens einige Hinweise auf – z.B. mit der semantischen Form von jeweiligen Stichwörtern oder Stichwortgruppen – begründete Präferenzen erwarten können.

Soweit ich sehe, hat Fillmore den Erklärungsstil des Cobuild-Wörterbuchs am schärfsten kritisiert. Seine Hauptvorwürfe sind (vgl. Fillmore 1989, 62f.): In den Erklärungen wird häufig Gebrauch und Erwähnung sprachlichen Ausdrücke ('use/mention') miteinander verwechselt. Dies kann man bereits am Erklärungsmuster (1) (a) **X** is... zeigen: der Fettdruck des Stichworts signalisiert – nach allen bekannten lexikographischen Traditionen –, daß das Wort hier erwähnt ist. Wenn dieses dann – um anzuzeigen, daß es sich um ein zählbares Nomen handelt – mit dem unbestimmten Artikel *a* kombiniert wird, entsteht eine NP, die einen gebrauchten und einen erwähnten Ausdruck enthält, eine Konstruktion, die unter sprachtheoretischen Gesichtspunkten ziemlich anrühig ist. Darüber hinaus sind natürlich die aufgeführten Zuschreibungsinhalte als Prädikationen über jeweilige Gegenstände, die mit dem entsprechenden Wort bezeichnet werden (können), zu verstehen; die Anomalie der folgenden Lesart ist damit begründet:

*The designation/word/noun **brick** is a rectangular block used for...

Aber auch, wenn man großzügiger sein will und den Fettdruck einfach nur als (optische) Hervorhebung – vielleicht als Entsprechung zur intonatorischen Hervorhebung im mündlichen Sprachunterricht – interpretiert, gibt es, wie Fillmore gezeigt hat, Lesartenprobleme: betrachten wir dazu den folgenden Cobuild-Artikel:

A cult is I a religious group which worships a particular saint or performs particular rituals, especially if their beliefs and behaviour are considered strange, unnatural, or harmful; often used showing disapproval.

Der erste Teil der Erklärung gibt an, was Mitglieder eines Kults tun, der mit "especially" eingeleitete Teil ist" (...) a qualification on the metalinguistic interpretation: the *word* is especially used under this condition." (Fillmore 1989, 63)

Die in den Cobuild-Artikeln auftretende Ambiguität der Bezugnahme – auf den Bezeichnungsgegenstand oder auf den sprachlichen Ausdruck – wirkt sich besonders dann verhängnisvoll auf die Textkohärenz aus, wenn ein Artikel mehrere polyseme Einträge umfaßt. Dies ist der zweite Hauptvorwurf, den Fillmore in seiner Kritik erhebt. Sein Beispiel für diesen Mangel ist der zehnte Eintrag zum Stichwort **heart**:

10 A heart is also a shape with an outline made up of two curves going upwards and then meeting at a point at the bottom. It is often coloured red or pink und used to represent love.

"Having 'a heart' as the subject of this sentence followed by 'is also' produces a sentence that could not easily find a use outside of this context. The intended interpretation, of course, is that people also use the *word heart* to designate the shape that is (so inadequately) described here." (Fillmore 1989, 63)

Zusammenfassend läßt sich aus der Fillmoreschen Kritik an der Wörterbuchsprache der Cobuild-Artikel die folgende Lehre ziehen:

(1) Gerade in einer diskursiven Wörterbuchsprache muß der thematische Bezug der jeweiligen semantischen Beschreibungen oder Kommentare eindeutig gekennzeichnet sein. Dabei kann es für bestimmte Lemmatypen wie Bezeichnungen für natürliche Arten, Artefakte oder Personenkonzepte unerheblich sein, ob man den Bezeichnungsgegenstand (das Konzept) oder das entsprechende Lemmazeichen zum Gegenstand der Bedeutungszuschreibung macht. Wie von Wiegand und anderen immer wieder betont wurde, können objektsprachliche Sachbeschreibungen (ich würde allerdings lieber sagen: Konzeptbeschreibungen) genauso geeignet sein, jemandem den korrekten Umgang mit einem sprachlichen Ausdruck zu vermitteln, wie metakommunikative Wort- oder Bedeutungsbeschreibungen (vgl. stellvertretend Wiegand 1985; 1989). Die Entscheidung, die die Wörterbuchschreiber jeweils fällen, sollte jedoch in der Darstellungsweise klar zum Ausdruck kommen.

(2) Bei Unterscheidungen verschiedener Lesarten eines Stichworts muß der Bezugsgegenstand jeweils gesondert gekennzeichnet werden, um mißverständliche Interpretationen auszuschließen.

Gegen diese beiden Forderungen könnte man nun einwenden, daß sie –

angesichts der natürlichen Fähigkeiten von Wörterbuchbenutzern – übertrieben seien: schließlich wird ein Wörterbuch nicht benutzt, um sprachphilosophischen Feinheiten aufzuspüren, sondern meist aus sehr kommunikationspraktischen Gründen. Andererseits: was spricht eigentlich – außer der überkommenen Wörterbuchtradition – gegen einen Anspruch, dem potentiellen Benutzer auch Informationen zu bieten, die über dessen kurzfristige Belehrungsbedürfnisse (über die wir noch dazu kaum etwas wissen) hinausgehen? Wenn denn die Textverdichtung der traditionellen Wörterbücher – wie Wiegand verschiedentlich gezeigt hat – so hohe Ansprüche an die Informationsverarbeitung der Leser stellt, dann müßte man auch mit Recht einen Wörterbuchtyp fordern dürfen, mit dem die **metakommunikativen** Fähigkeiten der Benutzer geweckt und gefördert werden können, indem ihm Formulierungen von Bedeutungsbeschreibungen angeboten werden, die einerseits an Alltagssprachliche Worterklärungen anknüpfen – bei denen bekanntlich zwischen Wörtern und Sachen nicht streng unterschieden wird –, die aber andererseits mit linguistischen und sprachphilosophischen Einsichten verträglich sind. Letzteres kann man von den Cobuild-Artikeln nicht gerade behaupten.

Im Lexikon der **brisanten Wörter** ist der Versuch unternommen worden, nach den beiden genannten Grundsätzen zu verfahren. Da es für die konkrete Umsetzung in diskursive Wörterbuchformulierungen bislang keine kodifizierten Verfahren gibt, ist die Wahl der Art der Wörterbuchsprache noch als weitgehend **tentativ** und **vorläufig** einzuschätzen. Ich gebe abschließend einen kurzen Überblick über die wichtigsten gewählten Formulierungen und ihre Kriterien (vgl. auch Strauß/Haß/Harras 1989, 18.):

(1) Für den nominalen Wortschatzbereich wurde weitgehend das folgende Grundmuster der Erklärung gewählt:

Mit **X** charakterisiert man **Y** als **Z**

X steht für das Lemma, **Y** für den Namen des Bezeichnungsgegenstands und **Z** für die auf diesen bezogenen Zuschreibungsinhalte, d.h. der Bedeutungsbeschreibung im engeren Sinn. Diese Formulierung ist auch auf dem Hintergrund der Tugendhatschen Auffassung von der semantischen Form nominaler Ausdrücke gewählt worden (vgl. Tugendhat 1976, 358ff.). Grob vereinfacht, ist die semantische Form solcher Ausdrücke durch zwei pragmatisch zu interpretierende Aspekte bestimmt:

- (a) den Aspekt des Angebens oder der **Spezifizierung** des (Rede/Bezeichnungs-)Gegenstands;
- (b) den Aspekt der Angabe der Beschaffenheit des unter (a) angegebenen Gegenstands, d.h. seiner **Charakterisierung**.

Mit (a) wird das Referenzpotential, mit (b) das Prädikationspotential nominaler Ausdrücke angegeben.

Zu diesem Grundmuster gibt es – bedingt durch das Verständlichkeitspostulat – verschiedene Formulierungsvarianten, z.B.:

(1a) Mit **X** charakterisiert man Y, das durch Z gekennzeichnet ist

(1b) Mit **X** charakterisiert man Y, das Z ist

(1c) Mit **X** charakterisiert man Y. Y wird als Z gesehen/beurteilt/ bewertet

(2) Das Grundmuster (1) wurde auch für die Beschreibung von Adjektivbedeutungen verwendet; Y steht für die mit X kombinierbaren Nomina.

(3) Für die Beschreibung von Verben wurde einmal das Grundmuster (1) verwendet, zum anderen auch das im Cobuild-Wörterbuch verwendete Schema:

Wenn man (...) x-t, dann y-t man

Dabei ist Grundmuster (1) wohl eher geeignet, der Bedingung der externen Strukturbeziehung zu genügen, da in ihm unter Y Angaben wie 'Vorgang', 'Zustand', 'Handlung' leichter integrierbar sind.

(4) Alle Angaben zu besonderen Verwendungsweisen (Lesarten) sind durch allgemeine Kommentarausdrücke wie *wird auch verwendet, um..., mit X bewertet man ..., im Kontext C bezeichnet man mit X auch Y usw.* eingeleitet.

Neben den hier aufgeführten Formulierungen gibt es noch eine Reihe von Varianten, die im wesentlichen durch die spezielle Semantik der entsprechenden Stichwörter sowie deren Stellung in Terminologien bzw. Fachsprachen begründet sind. Da sie jedoch für den Benutzer durchsichtig sein sollen, erübrigt sich eine weitere Erörterung. Die Entscheidung, ob die getroffene Formulierungswahl gelungen ist, muß letztlich dem Leser überlassen bleiben!

4. Literatur

- (Agricola 1987) = Agricola, Erhard/Brauß, Ursula/Karl, Ilse/Ludwig, Klaus-Dieter: Studien zu einem Komplexwörterbuch der lexikalischen Mikro-, Medio- und Makrostrukturen. Band 1. Berlin 1987. (Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsbericht 169/1)
- (Austin dt. 1971) = Austin, John L.: Zur Theorie der Sprechakte. Dt. Bearbeitg. v. E.v. Savigny. Stuttgart 1971.
- (Austin 1979) = Austin, John L.: The Meaning of a Word. In: J.L. Austin: Philosophical Papers. Third Edition. Oxford 1979.
- (Berlin/Kay 1969) = Berlin, Brent/Kay, Paul: Basic Color Terms: Their Universality and Evolution. Berkeley 1969.
- (Bierwisch 1983) = Bierwisch, Manfred: Semantische und konzeptuelle Repräsentation lexikalischer Einheiten. In: R. Ruzicka/W. Motsch (Hrg.): Untersuchungen zur Semantik. Berlin 1983, 61-99. (Studia grammatica XXII)
- (Bosch 1985) = Bosch, Peter: Kontexte, Stereotype und Dynamik der Bedeutungskonstitution. In: B. Rieger (Hrg.): Dynamik in der Bedeutungskonstitution. Hamburg 1985, 143-162.
- (Brauß 1988) = Brauß, Ursula: Ist die lexikalische Semantik eine Theorie der Autosemantika? Wortartspezifische Probleme einer Theorie der Wortbedeutung. In: Zeitschrift für Germanistik 9, 1988, 595-602.
- (Carter 1989) = Carter, Ronald: Review of LDOCE and COBUILD I. In: Journal of Lexicography 2, 1989, 30-43.
- (Chomsky 1986) = Chomsky, Noam: Knowledge of Language. Its Nature, Origin, and Use. New York/Westport/London 1986.
- (Coleman/Kay 1981) = Coleman, Linda/Kay, Paul: Prototype Semantics: The English Verb *lie*. In: Language 57, 1981, 26-44.
- (Cruse 1986) = Cruse, D.A.: Lexical Semantics. Cambridge/London/New York/New Rochelle/Melbourne/Sydney 1986.
- (Dixon 1982) = Dixon, R.M.W.: Where have all the Adjectives Gone? Berlin/New York 1982.
- (Eckes/Six 1984) = Eckes, Thomas/Six, Bernd: Prototypenforschung: Ein integrativer Ansatz zur Analyse der alltagssprachlichen Kategorisierung von Objekten, Personen und Situationen. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie 15, 1984, 2-17.

- (Eikmeyer 1983) = Eikmeyer, Hans-Jürgen: Wortsemantik und Stereotype. In: J.S. Petöfi (Hrg.): *Texte und Sachverhalte. Aspekte der Wort- und Textbedeutung*. Hamburg 1983, 35-46.
- (Eikmeyer 1983a) = Eikmeyer, Hans-Jürgen: Kontext und Beutung. In: J.S. Petöfi (Hrg.): *Texte und Sachverhalte. Aspekte der Wort- und textbedeutung*. Hamburg 1983, 47-71.
- (Eikmeyer/Rieser 1981) = Eikmeyer, Hans-Jürgen/Rieser, Hannes: Meanings, Intentions and Stereotypes. A New Approach to Linguistic Semantics. In: H.-J. Eikmeyer/H. Rieser (Hrg.): *Word, Worlds and Contexts. New Approaches in Word Semantics*. Berlin/New York 1981, 133-150.
- (Engelkamp 1985) = Engelkamp, Johannes: Die Repräsentation der Wortbedeutung. In: C. Schwarze/D. Wunderlich (Hrg.): *Handbuch der Lexikologie*. Königstein 1985, 292-313.
- (Fauconnier 1985) = Fauconnier, Gilles: *Mental Spaces. Aspects of Meaning Construction in Natural Language*. Cambridge/Mass./London 1985.
- (Fillmore 1985) = Fillmore, Charles J.: Frames and the semantics of understanding. In: *Quaderni di semantica* 2, 1985, 222-254.
- (Fillmore 1989) = Fillmore, Charles J.: Two Dictionaries. In: *Journal of Lexicography* 2, 1989, 57-83.
- (Fradin/Marandin 1979) = Fradin, Bernard/Marandin, Jean-Marie: Autour de la définition: de la lexicographie à la sémantique. *La Langue Française* 43, 1979, 60-83.
- (Geeraerts 1987) = Geeraerts, Dirk: Types of semantic informations in dictionaries. In: R. Ilson (Ed.): *A Spectrum of Lexicography*. Amsterdam/Philadelphia 1987, 1-10.
- (Grice 1975) = Grice, H. Paul: Logic and Conversation. In: P. Cole/J.L. Morgan (Eds.): *Syntax and Semantics. Vol. 3: Speech Acts*. New York/San Francisco/London 1975, 43-58.
- (Haiman 1980) = Haiman, John: Dictionaries and Encyclopedias. In: *Lingua* 50, 1980, 329-357.
- (Hanks 1987) = Hanks, Patrick: Definitions and Explanations. In: J.M. Sinclair (Ed.): *Looking Up. An account of the COBUILD project in lexical computing*. London/Glasgow 1987, 116-136.
- (Harras 1986) = Harras, Gisela: Bedeutungsangaben im Wörterbuch. Scholastische Übungen für Linguisten oder Verwendungsregeln für Benutzer? In: A. Schöne (Hrg.): *Akten des VII Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen. Band 3*. Tübingen 1986, 134-143.

- (Harras 1989) = Harras, Gisela: Zu einer Theorie des lexikographischen Beispiels. In: Wörterbücher/Dictionaries/Dictionnaires. Ein Internationales Handbuch zur Lexikographie. Hrg. von F.J. Hausmann/O. Reichmann/H.E. Wiegand/L. Zgusta. Berlin/New York 1989, 607-614.
- (Hausmann 1989) = Hausmann, Franz Josef: COBUILD and LDOCE II. A comparative review. In: Journal of Lexicography 2, 1989, 44-56.
- (Herrmanns 1988) = Herrmanns, Fritz: Das lexikographische Beispiel. Ein Beitrag zu seiner Theorie. In: G. Harras (Hrg.): Das Wörterbuch – Artikel und Verweisstrukturen. Jahrbuch 1987 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf 1988, 161-195.
- (Jackendoff 1983) = Jackendoff, Ray: Semantics and Cognition. Cambridge/Mass./London 1983.
- (Katz 1972) = Katz, Jerold J.: Semantic Theory. New York 1972.
- (Kripke 1982) = Kripke, Saul A.: Wittgenstein on Rules and Private Language. Oxford/New York 1982.
- (Lakoff 1973) = Lakoff, George: Hedges. A Study in Meaning Criteria and the Logic of Fuzzy Concepts. In: Journal of Philosophical Logic 2, 1973, 458-508.
- (Lakoff 1982) = Lakoff, George: Categories and Cognitive Models. LAUT Serie A. 96. Trier 1982.
- (Lakoff 1987) = Lakoff, George: Women, Fire and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind. Chicago/London 1987.
- (Lewis dt. 1975) = Lewis, David: Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung. Übers. v. R. Posner/D. Wenzel. Berlin/New York 1975.
- (Lieb 1980) = Lieb, Hans Heinrich: Wortbedeutung. Argumente für eine psychologische Konzeption. In: Lingua 52, 1980, 1-32.
- (Lüdi 1985) = Lüdi, Georges: Zur Zerlegbarkeit von Wortbedeutungen. In: C. Schwarze/D. Wunderlich (Hrg.): Handbuch der Lexikologie. Königstein 1985, 64-1102.
- (Lutzeier 1981) = Lutzeier, Peter Rolf: Wort und Feld. Wortsemantische Fragestellungen mit besonderer Berücksichtigung des Wortfeldbegriffs. Tübingen 1981.
- (Lutzeier 1985) = Lutzeier, Peter Rolf: Linguistische Semantik. Stuttgart 1985. (Sammlung Metzler)

(Lyons 1977) = Lyons, John: *Semantics I*. Cambridge 1977.

(Mc Cauley 1987) = Mc Cauley, Robert N.: The role of theories in a theory of concept. In: U. Neisser (Ed.): *Concepts and conceptual development: Ecological and intellectual factors in categorization*. Cambridge/London/New York 1987, 288-310.

(Mervis 1987) = Mervis, Carolyn B.: Child-basic object categories and early lexical development. In: U. Neisser (Ed.): *Concepts and conceptual development: Ecological and intellectual factors in categorization*. Cambridge/London/New York 1987, 201-233.

(Mervis/Rosch 1975) = Rosch, Eleanor/Mervis, Carolyn B.: Family Resemblance: Studies in the Internal Structure of Categories. In: *Cognitive Psychology* 7, 1975, 573-605.

(Mervis/Rosch 1981) = Mervis, Carolyn B./Rosch, Eleanor: Categorization of Natural Objects. In: *Annual Review of Psychology* 32, 1981, 89-115.

(Mudersbach/Thiele 1983) = Mudersbach, Klaus/Thiele, Susanne: Kritische Betrachtung zu H. Putnams „Die Bedeutung von „Bedeutung“ “. Ms. Heidelberg 1983.

(Müller 1982) = Müller, Wolfgang: Das Sprachgefühl auf dem Prüfstand der Philologie. Eine Materialstudie. In: *Sprachgefühl? Vier Antworten auf eine Preisfrage*. Heidelberg 1982, 203-220.

(Nunberg 1979) = Nunberg, Geoffrey: The Non-Uniqueness of Semantic Solution: Polysemie. In: *Linguistics and Philosophy*, 3, 1979, 143-184.

(Öhlschläger 1974) = Einige Unterschiede zwischen Naturgesetzen und sozialen Regeln. In: H.J. Heringer (Hrsg.): *Seminar: Der Regelbegriff in der praktischen Semantik*. Frankfurt/M. 1974, 88-110.

(Peacocke 1981) = Peacocke, Charles: Rule Following. In: S.H. Holtzmann/C.M. Leich (Eds.): *Wittgenstein to Follow a Rule*. London 1981, 23-46.

(Pinkal 1985) = Pinkal, Manfred: Kontextabhängigkeit, Vagheit, Mehrdeutigkeit. In: C. Schwarze/D. Wunderlich (Hrsg.): *Handbuch der Lexikologie*. Königstein 1985, 27-63.

(Putnam dt. 1979) = Putnam, Hilary: Die Bedeutung von „Bedeutung“. Hrsg. u. übers. v. W. Spohn. Frankfurt/M. 1979.

(Putnam 1983) = Putnam, Hilary: Computational psychology and interpretation theory. In: H. Putnam: *Realism and Reason. Philosophical Papers*. Vol. 3. Cambridge/Mass. 1983, 139-154.

(Rey/Delesalle 1979) = Rey, Alain/Delesalle, Simone: Dictionnaire, Langue, Discours, Idéologie. In: *La Langue Française* 43, 1979, 27-44.

- (Rey 1983) = Rey, Georges: Concepts and Stereotypes. In: *Cognition* 15, 1983, 237-262.
- (Rosch 1975) = Rosch, Eleanor: Cognitive Reference Points. In: *Cognitive Psychology* 7, 1975, 532-547.
- (Rosch 1977) = Rosch, Eleanor: Human Categorization. In: N. Warren (Ed.): *Studies in Cross Cultural Psychology*. London 1977, 1-49.
- (Rosch 1978) = Rosch, Eleanor: Principles of Categorization. In: E. Rosch/B.B. Lloyd (Eds.): *Cognition and Categorization*. Hillsdale N.J. 1978, 27-48.
- (Schneider 1988) = Schneider, Edgar W.: Variabilität, Polysemie und Unschärfe der Wortbildung. Band 1: Theoretische und methodische Grundlagen. Tübingen 1988.
- (Schnelle 1979) = Schnelle, Helmut: Pure Meaning and Perfect Translation. In: *Theoretical Linguistics* 5, 283-305.
- (Schwarz 1979) = Schwarz, David: Naming and Referring. Berlin/New York 1979.
- (Schwarze 1982) = Schwarze, Christoph: Stereotyp und lexikalische Bedeutung. SFB 99. Universität Konstanz 1982.
- (Schwarze 1988) = Schwarze, Christoph: Textverstehen und lexikalisches Wissen. In: Fortschritte der Semantik. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 99 „Grammatik und sprachliche Prozesse“ der Universität Konstanz. Hrg. v. A.v. Stechow/M.-T. Schepping. Weinheim 1988, 139-157.
- (Searle 1979) = Searle, John R.: A taxonomy of illocutionary acts. In: J.R. Searle: *Expression and Meaning*. Cambridge/London/New York/Melbourne 1979, 1-29.
- (Smith/Medin 1981) = Smith, Edward E./Medin, Douglas L.: Categories and Concepts. Cambridge/Mass. 1981.
- (Stegmüller 1986) = Stegmüller, Wolfgang: Kripkes Deutung der Spätphilosophie Wittgensteins. Stuttgart 1986.
- (Strauß/Haß/Harras 1989) = Strauß, Gerhard/Haß, Ulrike/Harras, Gisela: Bristante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch. Berlin/New York 1989.
- (Strauß/Zifonun 1985) = Strauß, Gerhard/Zifonun, Gisela: Die Semantik schwerer Wörter im Deutschen. Band 1: Lexikologie schwerer Wörter. Tübingen 1985. (Forschungsbericht des Instituts für deutsche Sprache)

- (Tugendhat 1976) = Tugendhat, Ernst: Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie. Frankfurt/M. 1976.
- (Tversky 1986) = Tversky, Barbara: Components and Categorization. In: C. Craig (Ed.): *Categorization and Noun Classification*. Philadelphia 1986, 63-76.
- (Verschuieren 1980) = Verschuieren, Jef: *On Speech Act Verbs*. Amsterdam 1980.
- (Wiegand 1982) = Wiegand, Herbert Ernst: Pragmatische Informationen in neuhochdeutschen Wörterbüchern. In: *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie I*. Hrg. v. H.E. Wiegand. Hildesheim/New York 1982, 139-271.
- (Wiegand 1985) = Wiegand, Herbert Ernst: Eine neue Auffassung der sog. lexikographischen Definition. In: *Symposium on Lexicography II Proceedings of the Second International Symposium on Lexicography May 16-17 1984 at the University of Copenhagen*. Ed. by K. Hyldgaard-Jensen/A. Zettersten. Tübingen 1985, 15-100. (Lexicographica Series Maior)
- (Wiegand 1989) = Wiegand, Herbert Ernst: Die lexikographische Definition im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch. In: *Wörterbücher/Dictionaries/Dictionnaires. Ein Internationales Handbuch zur Lexikographie*. Hrg. v. H.J. Hausmann/O. Reichmann/H.E. Wiegand/L. Zgusta. Berlin 1989, 530-588.
- (Wimmer 1979) = Wimmer, Rainer: *Referenzsemantik. Untersuchungen zur Festlegung von Bezeichnungsfunktionen sprachlicher Ausdrücke am Beispiel des Deutschen*. Tübingen 1979.
- (Winch 1966) = Winch, Peter: *Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie*. Frankfurt/M. 1966.
- (Wittgenstein 1979) = Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt/M. 1971.
- (Wolski 1981) = Wolski, Werner: *Schlechtbestimmtheit und Vagheit. Tendenzen und Perspektiven. Methodologische Untersuchungen zur Semantik*. Tübingen 1981.
- (Zemach 1976) = Zemach, Eddy M.: Putnam's Theory on the Reference of Substance Terms. In: *Journal of Philosophy* LXXIII, 1976, 116-122.